

EINZELN & GEMEINSAM

100 Jahre | starke Frauen an der Goethe-Universität



EINZELN UND
GEMEINSAM

100 JAHRE STARKE FRAUEN
AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

Herausgegeben von: Helma Lutz, Marianne Schmidbaur,
Verena Specht-Ronique, Anja Wolde
zum 100-jährigen Bestehen der Goethe-Universität Frankfurt am Main
Frankfurt 2014

INHALT

ZUM EINSTIEG

„Die lieb’ ich, die Unmögliche begehrt“ – starke Frauen an der Goethe-Universität	6
-----------------------------------------------------------------------------------	---

STARKE FRAUEN

Jamila Adamou Frauen als Türöffnerinnen	14
Seyla Benhabib Die feministische Weltbürgerin	16
Jessica Benjamin Analytisch-scharfer Blick auf Gender-Hierarchien	18
Silvia Bovenschen Im Dazwischen das Eigene entfalten	20
Helene Braun Expertin in analytischer Zahlentheorie	22
Angela Davis Ikone des Freiheitskampfes – Intellektuelle und Bürgerrechtlerin	24
Claudia Dillmann Faszination Filmkultur	26
Stefanie Dimmeler Ein Herz für die Goethe-Universität	28
Marion Gräfin Dönhoff Die Jahrhundertjournalistin	30
Jutta Ebeling Professionell und mit Weitblick	32
Tilly Edinger Begründerin eines neuen Faches	34
Nargess Eskandari-Grünberg „Wege entstehen, indem man sie geht“	36
Gisèle Freund Die Welt durch die Linse gesehen	38
Frieda Fromm-Reichmann Eine Meisterin im Zuhören	40
Henriette Fürth „Ich war ein Eigener, ein Selberaner“	42
Ute Gerhard Nichts konnte sie je beschwichtigen	44
Ina-Maria Greverus Aufbruch in die Kulturanthropologie	46
Eilke Brigitte Helm Im Kampf gegen AIDS	48
Hille Herber Klare Position für die „sonstigen“ Beschäftigten	50
Karin Hettwer Einsatz für Kolleginnen	52
Karin Hissink Selbstbewusst Konventionen gebrochen	54
Gesa Irwahn Engagiert für Frauenrechte – kämpferisch und mit Humor	56
Emmy Klieneberger-Nobel Wissenschaftliche Korrektheit stand an erster Stelle	58
Marion Klomfaß Sie bringt Japan nach Frankfurt	60
Renate Lingor Die mit dem Ball zaubert	62
Charlotte Mahler Deutschlands erste Chefärztin und Klinikdirektorin	64
Angelika Marx Zwischen Vorschrift und Zuwendung	66

Ingeborg Maus Später Ruhm	68
Zdenka Mihaljevic „Ich habe ein Gesicht“	70
Margarete Mitscherlich Unkonventionelle Vordenkerin	72
Ruth Moufang Als Erste auf dem Lehrstuhl für Mathematik	74
Christiane Nüsslein-Volhard Die Top-Genforscherin	76
Elsbet Orth „Sie sah in der Tat die Dinge, wie sie sind“	78
Helge Pross Pionierin der Geschlechterforschung	80
Brita Rang Weibliche Bildungswege im Fokus	82
Heidemarie Renk Politisch an der Spitze	84
Hannah Louise von Rothschild Die Zügel in der Hand	86
Nina Rubinstein Dokortitel mit 81 Jahren	88
Heide Schlüpmann Frei sein – jenseits der Normen	90
Hilde Schmidt Einflussreich und willensstark	92
Elisabeth Schwarzhaupt Furchtlos und zielstrebig	94
Monika Seifert Lasst die Kinder sich selbst erziehen!	96
Ingrid Gräfin zu Solms-Wildenfels Fördern, netzwerken, kämpfen	98
Franziska Speyer Mäzenin legte Grundstein für Universität	100
Ruth Stenger Unerschrocken und selbstbewusst	102
Eleonore Sterling Kämpferische Wegbereiterin	104
Maria-Roser Valenti Leidenschaft für die Quantenmechanik	106
Martha Wertheimer Mutig, engagiert, kreativ	108
Dagmar Westberg Fast 100 Jahre selbstbestimmtes Leben	110
Wilhelmine Willkomm Neugierige Begeisterung für Wissenschaft	112
Heidrun Peressini, Paula Reinhard, Jozica Topolovec, Josephine Wagner Gelebte Vielfalt – vor und hinter der Theke	114
 ANHANG	
Bilder und Texte	118
Literatur	121
Impressum	124
Dank	124

„DIE LIEB' ICH, DIE UNMÖGLICHES BEGEHRT“¹ – STARKE FRAUEN AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

„Gründer, Gönner, Gelehrte“, so lautet der Titel der offiziellen Biografie-Reihe zum 100. Geburtstag der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Vorrangig werden dort Männer gefeiert, die sich um die Universität verdient gemacht haben – Frauen dagegen tauchen als Wissenschaftlerinnen und Stifterinnen in dieser Ahnenreihe kaum auf. Nun waren Frauen ja tatsächlich lange Zeit an der Universität unterrepräsentiert, und in den höheren Karrierestufen sind sie es heute noch. Dennoch lässt sich ihr Fehlen in den Annalen auch damit erklären, dass ihre Leistungen nicht wahrgenommen und wenig gewürdigt wurden.

Das vorliegende Buch möchte einen kleinen Teil der Frauen sichtbar machen, die seit 1914 an der Goethe-Universität gewirkt haben oder für die Entwicklung der Universität bedeutsam waren. Das sind Studentinnen, Sekretärinnen, Mensamitarbeiterinnen, Wissenschaftlerinnen und Stifterinnen. Es sind Frauen, die sich sozial, politisch oder kulturell engagiert haben, Frauen mit besonderen Fähigkeiten, beispielsweise dem Fußballtalent, Frauen, die höchst originelle und spannende wissenschaftliche Leistungen gezeigt haben, Frauen, die irgendwie „besonders“ waren oder sind.

Wir haben uns auf Spurensuche nach den gelehrten Frauen, nach Gründerinnen, Gönnerinnen und anderen Akteurinnen begeben. Viele Fragen drängten sich bei der Suche nach dem weiblichen Gesicht der Goethe-Universität auf; viele können wir auch heute nicht ausreichend beantworten, denn dazu müssten Archive geöffnet, Nachlässe erschlossen, Akten gewälzt und noch mehr Interviews geführt werden, als wir für diesen Band versammelt haben. Doch einige Türen haben wir mit unseren Recherchen geöffnet. Daraus sind über fünfzig Porträts entstanden, die Schlaglichter auf spannende,

unterbelichtete Geschichte/n und Traditionslinien der Goethe-Universität werfen.

Unsere Wahl der hier vorgestellten Persönlichkeiten ergab sich aus der Prämisse, ein breites Spektrum an Tätigkeitsfeldern und an hervorragenden Leistungen und Fähigkeiten zu präsentieren sowie diese in einer allgemein zugänglichen und anschaulichen Weise darzustellen. Dabei spielten allerdings auch Zufälle eine Rolle, denn die Recherchearbeiten fanden in einem sehr kurzen Zeitraum statt, Bildrechte mussten erworben, Materialien aufgearbeitet werden. Am Ende bleibt eine lange Liste mit Namen kreativer und bedeutender Frauen, deren Leben und Werk noch genauer betrachtet werden wollen und der (historischen) Aufarbeitung harren.

Der Präsentation der ausgewählten Lebensgeschichten stellen wir im Folgenden einen kurzen historischen Überblick voran. Eine zeitliche Kontextualisierung der Biografien veranschaulicht zudem die grafisch aufbereitete Zeitleiste in diesem Buch.

DABEI UND DOCH AUSGESCHLOSSEN: VON DER GRÜNDUNG BIS ZU DEN 1950ER JAHREN

So viel ist gewiss: Von Beginn an engagierten sich Stifterinnen für die Gründung der Universität Frankfurt. Beispielhaft seien nur einige genannt: Hannah Luise von Rothschild (1850–1892), Franziska Gumpert, verh. Speyer (1844–1909), Katharina Edler von Kuffner, verh. Oppenheim (1862–1933), Anna Goldschmidt, verh. Edinger (1863–1929). Diese vielfach im wohlhabenden Frankfurter jüdischen Bürgertum verwurzelten Frauen unterstützten die Universität mit einem beträchtlichen Vermögen (Müller/Schembs 2006; Wachsmuth 1929). Darüber, welche persönlichen Interessen sie verfolgten, wissen

wir allerdings wenig. Es ist jedoch zu vermuten, dass ihnen Wissenschaft am Herzen lag, sonst hätten sie ihr Geld anderen Zwecken zugeführt.

Offiziell nahm die Frankfurter Universität ihren Betrieb am 20. Oktober 1914 auf. Im Rahmen der Einweihungsfeier wurden die ersten 44 Studenten per Handschlag immatrikuliert. Insgesamt schrieben sich im ersten Semester 518 Studenten und 100 Studentinnen ein. Welche Erfahrungen werden wohl die ersten Studentinnen der Universität bei ihrem Einstieg ins Studium gemacht haben? Wurden sie, wie in anderen Universitäten, verhöhnt und verspottet? Oder konnten sie von der liberalen Atmosphäre der Stadt Frankfurt profitieren, die auch auf die Frauenemanzipation positive Auswirkungen hatte?

Die außergewöhnlich hohe Zahl der Studentinnen – das Königreich Preußen hatte seine Universitäten erst 1908 für Frauen geöffnet – lässt sich wohl in der Tat mit dem liberalen und welt-offenen Frankfurter Klima und gleichzeitig mit dem Beginn des Ersten Weltkriegs (Kluke 1972; Maaser 2004) erklären. Letzteres legt Margarethe Sallis-Freudenthal nahe, die ihr Studium in Freiburg mit Kunstgeschichte begonnen hatte und 1915 im zweiten Semester nach Frankfurt wechselte, um Nationalökonomie und Öffentliches Recht zu studieren. Sie erinnert sich: „Der Unterschied in den Hörsälen war beklemmend, es gab nur ein paar ganz junge oder ganz alte männliche Hörer, der Rest waren Frauen. Und da die Frankfurter Universität noch eine ganz neue Hochschule war, war es dort noch ein bisschen leerer als anderswo.“ (Sallis-Freudenthal 1977: S. 41)

Nach dem Ende des Krieges und der Etablierung der Weimarer Republik stieg die Zahl der Studierenden zunächst sprunghaft an, ab 1922 erfolgte, bedingt durch Wirtschaftskrise und Inflation, ein dramatischer Rückgang. In der jungen Frankfurter

Universität waren zu der Zeit 4.422 Studentinnen und Studenten eingeschrieben. Der prozentuale Anteil von Studentinnen lag während der Weimarer Republik bei durchschnittlich etwa 10 Prozent. Für Gasthörerinnen, die ohne formale Zugangsbe-rechtigung an Universitätsveranstaltungen teilnehmen konnten, lag ihr Anteil deutlich höher, im Sommersemester 1921 zum Beispiel bei 52 Prozent (Kluke 1972).

1920 ließ Preußen die Habilitation von Frauen zu. In dem entscheidenden Erlass vom 21. Februar heißt es lapidar: „Der in Ihrer Eingabe vom 12. Dezember 1919 vertretenen Auffassung, daß in der Zugehörigkeit zum weiblichen Geschlecht kein Hindernis gegen die Habilitierung erblickt werden darf, trete ich bei. (...) Der preußische Minister für Wissenschaft, Kunst und Volksbildung.“ (nach Boedeker/Meyer-Plath 1974: S. 5)

In den 1930er Jahren wurden an der seit 1932 umbenannten Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main zwei Frauen habilitiert, die in unserem Buch porträtiert werden: die Mikrobiologin Emmy Klieneberger-Nobel (1930) und die Mathematikerin Ruth Moufang (1936). Die Zahl der Promotionen war seit den 1920er Jahren langsam, aber kontinuierlich angestiegen und hatte 1925 mit 27 abgeschlossenen Verfahren einen Höchststand erreicht (zum Vergleich: In Berlin waren es sechs) (Förder-Hoff 1992: S. 157, nach Boedeker 1937).

Ab 1933 brachen wissenschaftliche Karrieren von Frauen ab. Das Reichsgesetz gegen die Überfüllung der Schulen und Hochschulen legte die Zulassung deutscher Nichtarier auf 1,5 Prozent der Bewerberinnen eines Jahrgangs und generell die Quote aller Frauen, die studieren durften, auf 10 Prozent fest. Tenor der nationalsozialistischen Propaganda war, Frauen sollten sich „nicht an den Universitäten herumdrücken, sondern lieber dem Führer Kinder schenken“ (Hervé 1973: S. 17). Das

Gesetz zur Wiederherstellung des Berufsbeamtentums vom 7. April 1933 machte die Aussicht der Frankfurter jüdischen Studentinnen und Wissenschaftlerinnen auf eine berufliche Zukunft in Schule und Hochschule zunichte. Viele harrten aus und hofften darauf, dass alles nicht so schlimm werden und die politische Situation sich ändern würde. Einige Jahre später wurde klar, dass es für diese Frauen nur zwei Alternativen gab: unter ärmlichsten Bedingungen auszuwandern oder in ein Konzentrationslager verschleppt zu werden. Nach 1938 gab es nur noch einige wenige Promotionen von Frauen an der Johann Wolfgang Goethe-Universität. Die Zahl der Studentinnen nahm in der anschließenden Kriegszeit wieder zu, aber Habilitationen blieben Frauen grundsätzlich verwehrt. Für Nationalsozialistinnen war es unvorstellbar, dass eine Frau einen Mann unterrichtete. Über die Bedingungen und Einstellungen der Frauen, die an der Johann Wolfgang Goethe-Universität trotzdem studierten, lehrten und forschten, als der Betrieb auch durch Verfolgung und Krieg fast zum Erliegen gekommen war, wissen wir kaum etwas. Einige Biografien sind besser erhalten, zum Beispiel die der Nationalökonomin Charlotte von Reichenau (1890–1952) oder die der in unserem Buch porträtierten Ethnologin Karin Hissink (1907–1981), deren Nachlass bis heute unerschlossen im Frobenius-Institut lagert. Im Wintersemester 1948/49 waren an der Johann Wolfgang Goethe-Universität 4.151 Studierende immatrikuliert, davon

870 Frauen, das heißt etwas mehr als ein Fünftel. Bis Ende der 1950er Jahre steigerte sich der Frauenanteil auf rund ein Viertel. Am 1.12.1959 wurden 7.949 Studierende gezählt, davon 1.948 Frauen (24,5 Prozent)². Der Frauenanteil unter den Lehrkräften blieb deutlich darunter: Er lag im Wintersemester 1959/60 bei 3,1 Prozent. Die Stiftungsgastdozentur für Poetik war allerdings prominent mit einer Frau besetzt: Ingeborg Bachmann sprach über Fragen zeitgenössischer Dichtung.

POLITISCHER AUFBRUCH, INSTITUTIONALISIERUNG UND KARRIEREN MIT BRÜCHEN

In den 1960er Jahren kamen viele Studierende nach Frankfurt, um am aus dem Exil nach Frankfurt zurückgekehrten Institut für Sozialforschung (IfS) „Kritische Gesellschaftstheorie“ zu studieren. Darunter war auch Angela Davis, die berühmte US-amerikanische schwarze Bürgerrechtlerin, Kommunistin und Philosophin. Ihr späterer Doktorvater, Herbert Marcuse, hatte ihr zu einem Studium in Frankfurt geraten. In ihrer Autobiografie berichtet sie von den Schwierigkeiten, 1965 in Frankfurt ein Zimmer zu finden: „Es tut uns leid, wir haben keine Zimmer für Ausländer“, bekam sie zu hören (Davis 2008: S. 138). Schließlich fand sie eine Bleibe in einer Wohngemeinschaft in der Adalbertstraße, in einer Fabriketage ohne heißes Wasser oder Zentralheizung, für nur fünf Dollar im Monat (damals 20 DM). Davis studierte bis 1967 bei Theodor Adorno, Jürgen

Forschungszentrum – einer Initiative des CGC-Förderkreises zum 250. Geburtstag der Schwester von Johann Wolfgang Goethe folgend – seit dem Jahre 2000 heißt, 25 Professorinnen und Professoren aus acht Fachbereichen (siehe <http://www.cgc.uni-frankfurt.de/index.shtml>). Fünf Kernbereiche in Forschung und Lehre zeichnen das Forschungsprofil des CGC aus: Transnationale Migrationen und soziale Bewegungen; Soziale Ungleichheit, Geschlechtergerechtigkeit und Diversität; Biopolitik, Körper und Geschlecht; Feministische Theorie und Queer Studies; Transdisziplinäre Methoden und Feministische Wissenschaftskritik. Im Dezember 2013 wurde die künftig jährlich zu vergebende internationale Angela Davis-Gastprofessur für internationale Gender und Diversity Studies von der Namensgeberin eingeweiht (siehe <http://www.cgc.uni-frankfurt.de/angeladavis.shtml>).

Vor dem Hintergrund der vielfältigen Aktivitäten autonomer Frauengruppen in den 1970er und 1980er Jahren und angetrieben nicht zuletzt durch die theoretischen Diskussionen und Untersuchungsergebnisse der Geschlechterforschung, beginnt in der zweiten Hälfte der achtziger Jahre auch eine Institutionalisierung der Frauenförderungs- und Gleichstellungspolitik. Von 1987 bis heute lassen sich hier drei Phasen der Gleichstellungspolitik an der Goethe-Universität beschreiben (vgl. Wolde 2014):

In der ersten Phase von 1987 bis 2000 erfolgte der Auf- und Ausbau von Strukturen der Frauenförderung. 1987 bestellte der Senat der Goethe-Universität die erste Universitätsfrauenbeauftragte und richtete ein Büro mit einer Verwaltungsangestellten und zwei Hilfskräften ein. Im Mai 1993 wählte die Frankfurter Universität den ersten Frauenrat und im November 1994 verabschiedete die Goethe-Universität mit den „Grundsätzen zur Förderung von Frauen“ ihren ersten Frauen-

förderplan, der seither alle sechs Jahre fortgeschrieben wird. Neben der Gremienarbeit lag der Schwerpunkt der Arbeit der Frauenbeauftragten und der Frauenrätinnen in der individuellen Beratung zu Karriereförderung. Im Schwung der Neuen Frauenbewegung wurde auch der Arbeitskreis „Sonstige“ (AKS) gegründet. Die dort vernetzten Sachbearbeiterinnen, Sekretärinnen und Dolmetscherinnen woll(t)en ihre Arbeitsleistungen stärker sichtbar machen und ihre Arbeitssituation an der Universität verbessern. Der AK „Sonstige“ ist immer noch aktiv – ein Zeichen dafür, dass seine Ziele sich bislang nur wenig umsetzen ließen.

Die zweite Phase zwischen 2001 und 2008 fokussierte die Professionalisierung und Institutionalisierung der Frauenförderungs- und Gleichstellungsarbeit. In dieser Zeit hat die Goethe-Universität unter anderem „Frauenförderung“ in den Hochschulentwicklungsplan integriert (2001) sowie dezentrale Frauenförderpläne eingeführt, und es wurden Frauenförderindikatoren in die Mittelvergabe zwischen Land und Universität beziehungsweise Universität und Fachbereichen einbezogen. Inhaltlich neu hinzu kam die Fokussierung der Vereinbarkeit von Beruf und Familie: Die Universität baute die erste betriebsnahe Kita auf. Mit der Erweiterung des Aufgabenbereichs wurde 2007 das bisherige „Büro der Frauenbeauftragten“ in „Gleichstellungsbüro“ umbenannt.

In der dritten Phase von 2008 bis heute wird der Aufbau einer nachhaltigen Gleichstellungspolitik betrieben: Das Gleichstellungsbüro ist nun als Abteilung beim Präsidium angesiedelt und arbeitet zur Umsetzung von Chancengleichheit eng mit anderen Abteilungen und den Fachbereichen zusammen. Der Familien-Service, der Dual Career Service, das Gender & Diversity Controlling, das Gender-Consulting der Fachbereiche und der Forschungsverbände, das Trainingsprogramm

„Career Support – Training für Wissenschaftlerinnen“ und die Koordinationsstelle Diversity-Policies sollen hier nur beispielhaft für einige der vielen Aktivitäten genannt werden.

Die intensiven Gleichstellungsanstrengungen der letzten Jahre haben zu wesentlichen Verbesserungen geführt, wenn auch manche Veränderungen nur sehr langsam vorangehen. Aufgrund der phänomenalen Steigerung guter Schulabschlüsse wurde der Frauenanteil unter den Studierenden von 45 Prozent im Jahr 1993 auf 59,3 Prozent im Jahr 2013 angehoben, wobei auch in den naturwissenschaftlichen Fächern (bis auf Physik und Mathematik/Informatik) heute zu mindestens 50 Prozent Studentinnen vertreten sind. Der Anteil der wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen folgt diesem Trend: Von 26 Prozent im Jahr 1988 stieg er 2013 auf 46 Prozent. Dagegen konnte der weibliche Anteil bei den Professuren im selben Zeitraum lediglich von 9 auf 21 Prozent gesteigert werden, womit deutlich wird, dass Wissenschaftlerinnen in Leitungsfunktionen noch immer stark unterrepräsentiert sind. Denn nach wie vor müssen die Qualifikationsanforderungen des deutschen akademischen Systems an berufungsfähige Personen, sowohl eine Promotion als auch eine Habilitation (oder eine zweite Monografie) abzuschließen, genau in dem Zeitraum bewältigt werden, in den auch die Familiengründung und die Geburt und Versorgung von Kindern fällt. Für junge Frauen folgen daraus Doppelbelastungen und Vereinbarkeitsprobleme, die sich für gleichaltrige Männer in dieser Weise noch immer nicht stellen. In weibliche Wissenschaftskarrieren finden sich so vergleichsweise mehr und andere Brüche als in männlichen. Die Tatsache, dass bis heute mehr als Dreiviertel aller Professuren mit Männern besetzt sind, fördert gleichzeitig die männliche Dominanz bei der Rekrutierungspraxis des akademischen Nachwuchses und bei Netzwerkbildungen. Es

ist heute davon auszugehen, dass das im Gleichstellungsbüro angesiedelte Förderungsprogramm „ProProfessur – Mentoring für Wissenschaftlerinnen auf dem Weg zur Professur“, das diese Probleme thematisiert und adressiert, noch viele Jahre notwendig sein wird.

NEUE HERAUSFORDERUNG: DIVERSITÄT, BILDUNGS- GERECHTIGKEIT UND WETTBEWERB IM 21. JAHRHUNDERT

Die aktuellen Debatten an der Goethe-Universität stehen im Zeichen von einschneidenden Veränderungen: Die Internationalisierung und Globalisierung der Bildungsmärkte, der Spagat zwischen Massenuniversität einerseits und Qualitätssicherung von Forschung und Lehre andererseits sowie die wachsende Abhängigkeit von privaten Investitionen sind nur einige davon. Auch aus der Gleichstellungs- und Geschlechterforschungsperspektive stellen sich neue Herausforderungen. Im 21. Jahrhundert entwickelt sich eine bislang kaum gekannte Diversität von Lebensstilen, bezogen auf sexuelle, ethnische und staatsbürgerliche Vielfalt. Bei der Verteilung von Bildungschancen geht es heute nicht mehr nur um die Gleichheit zwischen Männern und Frauen, sondern auch um Bildungs-gerechtigkeit für Angehörige ethnischer Minderheiten, für ausländische Studierende und für Kinder aus Familien mit Migrationsbiografien. In der Bildungsdebatte der 1960er Jahre, die Bildung als Bürgerrecht betrachtete, wurde eine Kunstfigur konstruiert – das „katholische Arbeitermädchen vom Lande“ (Dahrendorf 1966) –, die die damals vorherrschende Mehrfachdiskriminierung symbolisierte; heute hat sie keine Relevanz mehr, denn Mädchen – auch die auf dem Lande – sind in Deutschland eher Gewinnerinnen des Bildungssystems und haben zur Expansion von Bildungseinrichtungen beigetragen. Das bedeutet jedoch keineswegs, dass Gleichstellung kein

Thema mehr ist. Die Notwendigkeit, Chancengleichheit abzusichern, bezieht sich heute auf andere Gruppen und Indikatoren. So finden sich in der jüngsten Studierendenbefragung der Goethe-Universität aus dem Jahr 2013 erstaunliche Hinweise: 57 Prozent der Studierenden stammen aus akademischen Haushalten und nur 37 Prozent aus nicht-akademischen Familien. Zum Vergleich: Im Bundesdurchschnitt waren es 1985 noch 36 Prozent gegenüber 42 Prozent. Das Verhältnis hat sich also umgekehrt. Nun entscheidet soziale Herkunft zwar nach wie vor über Bildungserfolge, und dies gilt auch für diejenigen, die den Sprung in die Hochschule aus einem bildungsfernen Elternhaus geschafft haben. Für genau diese Kinder ist es heute aber ungleich schwerer, Kommilitoninnen mit vergleichbaren biografischen Erfahrungen zu finden. Dies gilt in verstärktem Maße für Kinder aus Familien, in denen Migrationsbiografien mit unterprivilegierte sozialer Klasse zusammenfallen, und vor allem dort, wo akademisches Kapital in der Familie nicht vorhanden ist. Für diese Gruppe wird die Fremdheitserfahrung durch die Abwesenheit von Lehrenden mit Migrationshintergrund, die ihnen als Identifikationsmodell dienen könnten, verstärkt (siehe auch Lutz 2013). Der Anteil der Studierenden mit familiärem und persönlichem Migrationshintergrund – eine Sammelkategorie für internationale Studierende mit ausländischem Hochschulabschluss (3,2 Prozent) und Kinder aus Migrationsfamilien, die einen

deutschen Hochschulabschluss haben – liegt an der Goethe-Universität mit insgesamt 24 Prozent im Schnitt der vergleichbaren großstädtischen Universitäten. 13,9 Prozent der Studierenden haben keine deutsche Staatsbürgerschaft; damit verbunden sind oft Schwierigkeiten in der Studienfinanzierung, da der Zugang zum deutschen Stipendiensystem erschwert ist. Vergleichen wir die Anzahl der internationalen Studierenden von heute mit 1965, als Angela Davis nach Frankfurt kam, dann hat sie sich von 4,7 Prozent auf 13,9 Prozent nur mäßig erhöht.

Insgesamt ist deutlich, dass die Herstellung von Chancengleichheit und die Bekämpfung von Diskriminierung eine Zukunftsaufgabe bleibt. Verzögerungen im Studienverlauf und in der Wissenschaftskarriere sind nach wie vor der Tatsache geschuldet, dass in erster Linie junge Frauen die Betreuung von Kindern, aber auch pflegebedürftigen Angehörigen übernehmen.

Heute liegt die Aufgabe der Gleichstellungsmaßnahmen an der Goethe-Universität darin, die vorhandenen Ressourcen zu erkennen und zu fördern, etwa in Bezug auf den hohen Anteil an mehrsprachigen Studierenden (15 Prozent). Es müssen neue Unterstützungsprogramme und Lernkulturen entwickelt werden, die benachteiligte Gruppen fördern und ihnen erfolgreiche Studienabschlüsse ermöglichen. Gleichzeitig gilt für alle Studierenden und vor allem für Nachwuchswis-



senschaftlerinnen und -wissenschaftler, dass sie (zumindest zeitweise) Studien- und Arbeitsplätze nicht mehr nur im In-, sondern auch im Ausland suchen, das heißt migrieren müssen. Umgekehrt muss die Goethe-Universität im globalen Wettbewerb in der Lage sein, Fachkräfte aus dem Ausland anzuwerben und diese erfolgreich zu integrieren. Das kann nur gelingen, wenn Arbeits- und Lernkulturen immer wieder reflektiert und neuen Anforderungen angepasst werden. Dabei wird die Kreativität „starker Frauen“, die in der Geschichte der Goethe-Universität Frankfurt am Main eine wichtige Rolle gespielt haben, auch in Zukunft gebraucht.

Mit diesem Buch hoffen wir die Neugier und das Interesse von Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern, Bürgerinnen und Bürgern, Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern, Studentinnen und Studenten an den „starken Frauen“ der Goethe-Universität Frankfurt am Main wecken zu können. Es versteht sich als Bilder- und Lesebuch, das auf Entdeckungsreisen einlädt. Die Porträts sind sorgfältig recherchiert, erheben aber keinen wissenschaftlichen Anspruch. Häufig haben sich gewaltige Forschungslücken aufgetan, die hoffentlich – das wünschen wir uns – in den kommenden Jahren geschlossen werden. Für innovative Forschungsprojekte bietet das Thema vielfältige Ansatzpunkte.

Bei der Auswahl ließen wir uns von den spannenden Lebensgeschichten, nicht von Repräsentationsgesichtspunkten, lei-

ten. Wir haben uns bemüht, ein breites, unterschiedliches Spektrum von Frauen und ihren Tätigkeiten an der Goethe-Universität zu zeigen. Einige von ihnen werden auch in der Ausstellung zu sehen sein, die das Buch begleitet. Dabei sind Namen und Biografien auf der Strecke geblieben, weil das verfügbare Material nicht ausreichte oder die Zeit für ausgiebigere Recherchen fehlte. Gerne geben wir den Stab weiter an Nachwuchswissenschaftlerinnen und -wissenschaftler sowie alle Interessierten, damit sie die vielen „blinden Flecken“ in der Geschichte der Frauen an der Goethe-Universität unter die Lupe nehmen und unsere vielen Fragen beim nächsten Jubiläum beantworten. Wir gehen davon aus, dass es bis dahin selbstverständlich geworden ist, von Stifterinnen, Mitarbeiterinnen, Wissenschaftlerinnen und Studentinnen zu sprechen, wenn die Universität gefeiert wird.

Helma Lutz, Marianne Schmidbaur,
Verena Specht-Ronique, Anja Wolde

¹ Nach Johann Wolfgang Goethe „Den lieb' ich, der Unmögliches begehrt“, Faust II, Vers 7.488 / Manto.

² Quelle: Personen- und Vorlesungsverzeichnisse der Johann Wolfgang Goethe-Universität Frankfurt am Main.



geb. 1977

JAMILA ADAMOU

FRAUEN ALS TÜRÖFFNERINNEN

Starke Frauen sind ihr Thema: Jamila Adamou setzt sich für mehr Gerechtigkeit zwischen den Geschlechtern und Gleichberechtigung benachteiligter Gruppen ein. Bereits während ihres Politikstudiums an der Goethe-Universität Frankfurt am Main war Gender Studies ihr Schwerpunkt.

Einen Blick für soziale Ungerechtigkeiten entwickelte Jamila Adamou schon früh. Geboren 1977 in Deutschland, wuchs sie bis zu ihrem siebten Lebensjahr im Heimatland ihres Vaters, in Niger, auf, einem der ärmsten Länder der Welt mit einer sehr hohen Kindersterblichkeitsrate von fast neun Prozent. „Ich bin in privilegierten Verhältnissen groß geworden und habe mich immer gefragt, warum andere nicht so ein Glück haben und hungern müssen“, beschreibt sie ihre Motivation für ihr soziales und berufliches Engagement. So ziehen sich die Themen soziale Gerechtigkeit und Frauenförderung wie ein roter Faden durch ihr Leben.

Bereits während ihres Studiums gründete sie gemeinsam mit anderen Schwarzen Deutschen Frauen die Empowerment Initiative Frankfurt, die mittlerweile zur Initiative Schwarze Menschen in Deutschland (ISD Bund e.V.) gehört und in der sie Beirätin ist. „Als junge und engagierte Schwarze Frauen mit Visionen schufen wir einen Ort, an dem wir uns stärken sowie für unsere politischen Interessen und gegen jede Form von Diskriminierung einsetzen konnten“, erzählt Jamila Adamou. „Daraus sind viele langjährige Freundschaften entstanden.“ Seit Juni 2013 arbeitet Jamila Adamou bei der Hessischen Landeszentrale für politische Bildung (HLZ) in Wiesbaden – als Referatsleiterin ist sie zuständig für die Themen Frauen, Gender Mainstreaming, geschlechtsspezifische Pädagogik und Migration. Hier konzipiert und organisiert sie unter anderem politische Bildungsveranstaltungen wie Fachkonferenzen oder Podiumsdiskussionen.

Während ihres Studiums engagierte sich Jamila Adamou im Cornelia Goethe Centrum der Uni Frankfurt, das sich mit Frauenstudien und der Erforschung der Geschlechterverhältnisse beschäftigt und dessen Arbeit sie besonders wichtig findet:

„Frauen sollten einander Mut machen und Türöffnerinnen füreinander sein.“ Denn viele Frauen, die auf dem Weg zur beruflichen Anerkennung und Gleichberechtigung Hürden überwinden mussten, tendierten dazu, ihr Wissen und ihre Erfahrungen zu wenig mit den Jüngeren zu teilen, beobachtet sie. „Das ist schade, weil so jede Frau ihren eigenen Kampf führen muss.“ Als Studentin erfuhr Jamila Adamou allerdings das Gegenteil: „Im Cornelia Goethe Centrum bin ich vielen starken Frauen begegnet, die mich im kritischen Denken und Handeln inspiriert und gefördert haben. Ich habe Gender Studies nicht nur studieren können, sondern auch erlebt.“

Vor ihrer Tätigkeit bei der Landeszentrale war Jamila Adamou über drei Jahre bei World Vision und setzte sich für die Rechte von Benachteiligten – vor allem Kindern und Frauen – in Afrika ein. „Ich habe darauf geachtet, dass die genderspezifischen Fragen mit in die Projektplanung einbezogen wurden, und versucht dazu beizutragen, die Hilfsprojekte geschlechtergerecht zu gestalten.“ Als Referentin für Humanitäre Hilfe für das Horn von Afrika, Westafrika und Lateinamerika reiste Jamila Adamou oft in diese Regionen. Dabei managte sie auch Projekte vor Ort in Krisengebieten. „Es war sehr spannend, aber auch anstrengend permanent in gefährdeten Regionen unterwegs zu sein“, sagt sie. Deshalb kehrte sie schließlich ins Rhein-Main-Gebiet zurück.

Die Aktivistin und Referentin für politische Bildungsarbeit hat ihr Ziel klar vor Augen: „Eine gerechte und gleichberechtigte Gesellschaft. Ich möchte vereint mit vielen anderen Menschen ein Bewusstsein schaffen für mehr Inklusion in unserer diversen Gesellschaft.“ Als Botschafterin will Jamila Adamou eine Brücke zwischen den gesellschaftlichen Gruppen und Kulturen bauen.

geb. 1950

SEYLA BENHABIB

DIE FEMINISTISCHE WELTBÜRGERIN

Von der Geschlechtergerechtigkeit bis zur Migrationspolitik: Seyla Benhabibs Thesen haben in der Wissenschaft und in der Öffentlichkeit weltweit für Furore gesorgt. Das Denken und die Biografie der Philosophin sind eng mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main verbunden.

Was würde Seyla Benhabibs Großmutter wohl sagen, wenn sie ihre Enkelin heute noch einmal sehen könnte? Seit über einem Jahrzehnt ist Seyla Benhabib Professorin an der Yale University, ihre Bücher über Demokratie, Menschenrechte und Feminismus wurden in über zehn Sprachen übersetzt, ihr Werk international vielfach ausgezeichnet. Seyla Benhabibs Großmutter konnte weder lesen noch schreiben. Früh wurde Seyla Benhabib für kulturelle Vielfalt sensibilisiert: Als Jüdin gehörte sie in ihrer Heimatstadt Istanbul einer Minderheit an. Heute setzt sie sich in ihren Schriften für ein pluralistisches Verständnis von Demokratie und für die rechtliche Inklusion von Migrantinnen und Migranten sowie Geflüchteten ein. „Der Inhalt und der Sinn von Bürgerrechten lässt sich nicht auf das reduzieren, was ein Staatsvolk entscheidet“, sagt Seyla Benhabib. „Schon die Idee, Rechte zu haben, enthält eine grenzüberschreitende Komponente.“ Ausgehend von diesem Gedanken argumentiert sie in ih-

rem vielbeachteten Buch „Die Rechte der Anderen“ dafür, dass es ein Menschenrecht auf politische Zugehörigkeit gibt.

Nachdem Seyla Benhabib zum Masterstudium in die USA gegangen war, promovierte sie 1977 in Yale mit einer Arbeit über Hegel. Im Anschluss erhielt sie dort eine Assistenzprofessur. „Die US-amerikanische Philosophie war in den 1970er Jahren geprägt von einem Kampf zwischen Kontinentalphilosophie und Sprachphilosophie“, erinnert sich die Wissenschaftlerin. In diesem Kampf behielt die Sprachphilosophie die Oberhand – und damit ein Denken, das die kulturelle und politische Realität weitgehend ausklammert. Für Seyla Benhabib war und ist der gesellschaftliche Anspruch aus der Philosophie nicht wegzudenken.

„In den Ideen von Jürgen Habermas sah ich einen Weg, die Kontinentalphilosophie zu erneuern“, sagt die Professorin. Ihm sei es gelungen, sprachphilosophische Überlegungen mit dem kritischen Denken der Frankfurter Schule

zu verbinden. Als Habermas zu einem Gastvortrag nach Yale kam, lud er Seyla Benhabib nach Deutschland ein. 1979 begann die Nachwuchswissenschaftlerin als Alexander von Humboldt-Stipendiatin am Max-Planck-Institut zur Erforschung der Lebensbedingungen der wissenschaftlich-technischen Welt am Starnberger See ihre Zusammenarbeit mit Jürgen Habermas.

Auch als die Forschergruppe um Habermas 1981 an die Goethe-Universität wechselt, geht Seyla Benhabib mit. „Frankfurt wurde zu einer der Stationen in meinem Leben, die mich am stärksten geprägt haben“, sagt sie. „Hier fand ich eine meiner wissenschaftlichen Referenzgruppen – die Menschen, mit denen man gemeinsam weiterdenkt.“ Noch heute ist Seyla Benhabib mit der Goethe-Universität verbunden: als Mitglied im Internationalen Beirat des Instituts für Sozialforschung sowie im wissenschaftlichen Beirat des Exzellenzclusters „Die Herausbildung normativer Ordnungen“.



Im Anschluss an ihre Zeit in Deutschland nahm Seyla Benhabibs Karriere einen rasanten Lauf. Nach Assistenzprofessuren an mehreren renommierten US-amerikanischen Hochschulen war sie in den 1990er Jahren zuerst Professorin für Politische Wissenschaften und Philosophie an der New School for

Social Research in New York, anschließend wechselte sie auf einen Lehrstuhl an der Harvard University. Seit 2001 ist Seyla Benhabib zurück in Yale – als Eugene-Meyer-Professorin für Politische Wissenschaften und Philosophie. Die Philosophin ist sich sicher, dass auch ihre Verwurzelung in der Frauen-

bewegung sie stark gemacht hat: „Ich habe meine Karriere zu einer Zeit begonnen, als der Feminismus Hochkonjunktur hatte. Diese Bewegung – und natürlich speziell meine feministischen Kolleginnen wie Nancy Fraser oder Drucilla Cornell – hatte ich immer im Rücken.“



geb. 1946

JESSICA BENJAMIN

ANALYTISCH-SCHARFER BLICK AUF GENDER-HIERARCHIEN

Die in New York praktizierende amerikanische Psychoanalytikerin Jessica Benjamin gibt der klassischen Psychoanalyse mit ihren theoretischen Arbeiten bis heute neue Impulse. Ihr Denken ist geprägt von ihrer Studienzeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main in den späten 1960er Jahren.

„Ich wollte ganz und gar in das Neue eintauchen“, erzählt Jessica Benjamin über ihren Entschluss, 1967 in Frankfurt zu studieren. Die Entscheidung fiel spontan. Eigentlich war die 23-jährige amerikanische Studentin nur für einen kurzen Besuch in die Mainmetropole gereist, um den Ort zu erfahren, auf den sich ihre Interessen konzentrierten: In ihrem ersten Studium an der University of Wisconsin hatte sie sich auf europäische Ideengeschichte und Sozialtheorie konzentriert und die Frankfurter Schule und Kritische Theorie kennengelernt. Marcuse, Adorno und Horkheimer las sie in englischer Übersetzung, denn Deutsch konnte sie damals noch nicht. Ein Stipendium für ein weiterführendes Studium in Kalifornien hatte sie bereits in der Tasche. Doch das ignorierte die junge Frau: „Mein Ziel war, das intellektuelle Milieu wirklich zu durchdringen.“

Jessica Benjamin ließen die politischen Umbrüche ihrer Zeit nicht unberührt. Schon als Schülerin engagierte sie sich in der Bürgerrechtsbewegung für die Gleichberechtigung der Afro-Amerikanerinnen und Afro-Amerikaner. Sie demonstrierte für die Integration von Minderheiten und Ausgeschlossenen, beteiligte sich an der Frauenbewegung und interessierte sich für die Studentenbewegung. Machtstrukturen, Unterdrückung und Gender-Hierarchien forderten sie ein Leben lang heraus, dabei ging es ihr früh um eine umfassende Analyse der Gesellschaft, in der sie lebt.

Die Vielseitigkeit ihrer Interessen erschwerte ihr zunächst die Konzentration auf ein Studienfach. Auf der einen Seite wollte Jessica Benjamin die historischen Voraussetzungen der politischen Verhältnisse verstehen und vertiefte sich in Literatur.

Auf der anderen Seite suchte sie Einblick in die psychologischen Mechanismen, die solche Missverhältnisse steuerten. „Dieser Interessenkonflikt wurde für mich im Verständnis der Frankfurter Schule aufgelöst, die die Trennung von Kulturgeschichte und Psychoanalyse in ihren Theorien überwand“, sagt die Psychoanalytikerin. „Frankfurt war Entdeckung und Ausweg für mich.“

Vier Jahre studierte Jessica Benjamin an der Goethe-Universität. 1971 kehrte sie in die USA zurück, promovierte und ließ sich zur Psychoanalytikerin ausbilden. Heute ist sie eine wichtige Intellektuelle und Theoretikerin ihres Faches, die neben der Lehre an der New School for Social Research in New York kontinuierlich praktisch arbeitet.

In ihren Schriften beschreibt die Psychoanalytikerin die zentrale Rolle der Anerkennung in der Entwicklung von Kindern und im Verlauf des Lebens. Bleibe diese Anerkennung aus, habe das Konsequenzen – vor allem für die Geschlechterbeziehung. Die Frau beziehungsweise Mutter werde weder von der Gesellschaft noch in der klassischen Psychoanalyse als gleichwürdiges Subjekt anerkannt. Die Auflösung dieser ungleichgewichtigen Strukturen sieht Jessica Benjamin erst in Beziehungen ermöglicht, die sich durch wechselseitige Anerkennung auszeichnen. Dafür bedarf es für sie stets zweier gleichberechtigter Subjekte. Für die theoretische Fundierung ihrer Position – das Konzept der Intersubjektivität – erfährt Jessica Benjamin immer wieder hohe Beachtung: 2001 erhielt sie den Distinguished Scientist Award der Sektion Psychoanalyse der American Psychological Association.

geb. 1946

SILVIA BOVENSCHEN

IM DAZWISCHEN DAS EIGENE ENTFALTEN

Die Literaturwissenschaftlerin und preisgekrönte Schriftstellerin Silvia Bovenschen war 1968 eine der Gründerinnen der ersten feministischen Opposition im Sozialistischen Deutschen Studentenbund, dem Frankfurter Weiberrat. Ihre 1979 als Buch erschienene Dissertation an der Goethe-Universität Frankfurt am Main „Die imaginierte Weiblichkeit“ ist feministische Standardlektüre. Ihr jüngster Roman „Nur Mut“ erzählt weise und witzig vom Sterben der Weiber.

„Ich gehörte dazu und zugleich auch nicht dazu“, sagt Silvia Bovenschen über 20 Jahre als Dozentin am Institut für deutsche Sprache und Literatur II der Goethe-Universität. Eine steile akademische Karriere schien ihr vorgezeichnet zu sein, als der Suhrkamp Verlag ihre außergewöhnliche Dissertation veröffentlichte. Die präzise Analyse über von Männern geprägte Frauenbilder und die gleichzeitige Abwesenheit weiblicher Perspektiven in der Kulturgeschichte brachte der Literaturwissenschaftlerin internationale Anerkennung und Jahrzehnte anhaltenden Ruhm. Aber Silvia Bovenschen wurde auch – im Alter von nur 24 Jahren – mit der Diagnose Multiple Sklerose konfrontiert und konnte deshalb ihren Erfolg nicht ausbauen. „Mit dieser chronischen Krankheit war an Verbeamtung und akademische Karriere in Deutschland nicht zu denken“, erzählt die Wissenschaftlerin. Sie nahm den Platz in der zweiten Reihe ein. „Die Stelle als Mit-

arbeiterin hatte einige Vorteile“, betont die für ihre leichtfüßige und ironische Erzählweise bekannte Autorin: „Keine Kongresse, kein Karrieregestrampel, sondern Freiheit als Notgeburt.“ In dieser Freiheit verfolgte sie an der Goethe-Universität viele eigene Interessen und Ideen. Sie lehrte mit Leidenschaft, beriet Studierende und widmete sich abseitigen Forschungsthemen, die damals in der Wissenschaft noch als unseriös galten, wie Mode oder Pornografie. Ihre Bücher lösten sich bewusst von der trockenen wissenschaftlichen Sprache und waren Essays. Immer wieder arbeitete sie nebenher für den Rundfunk, drei Jahre lang war sie Jurymitglied beim Ingeborg-Bachmann-Wettbewerb in Klagenfurt, und sie beobachtete Menschen. Davon leben bis heute ihre Geschichten: „Die zweite Reihe schärft die Beobachtung.“ Rebellisch war Silvia Bovenschen nicht erst im Frankfurter Weiberrat, sondern schon als Schülerin. „Als mir meine

Biologielehrerin in den 1950er Jahren erklärt hat, dass Frauen zu höheren geistigen und kulturellen Leistungen nicht fähig seien, habe ich mir geschworen, dass ich da etwas tun muss.“ Mit zehn Jahren war die gebürtige Oberbayerin mit den Eltern nach Frankfurt gekommen, mit 17 Jahren zog es sie zum politischen Theater. Sie wirkte bei der „Neuen Bühne“ mit, dem renommierten Frankfurter Studententheater. „In den Proben ließen plötzlich alle ihre Textbücher fallen und verschwanden.“ Silvia Bovenschen folgte ihnen neugierig, fand sich in einem völlig überfüllten Hörsaal wieder und hörte eine Vorlesung von Theodor Adorno. „Das war ein gesellschaftliches Ereignis.“ Ergriffen von der intellektuellen Erregung, die über der Universität und der Stadt lag, begann die junge Frau 1966, Literaturwissenschaft unter anderem bei Ralf-Rainer Wuthenow sowie Soziologie und Philosophie bei Adorno und Max Horkheimer zu studieren.



47 Jahre lebte und arbeitete Silvia Bovenschen am Main. Heute konzentriert sie sich in Berlin ganz auf die Schriftstellerei. Für ihr Werk erhielt sie zahlreiche Preise, und sie ist Mitglied der

Akademie der Künste in Berlin und der Deutschen Akademie für Sprache und Dichtung. In ihren jüngsten Büchern machte die 67-Jährige das Altern und endgültige Verschwinden zum Thema –

klug und komisch. „Solange es noch eine Möglichkeit gibt, über irgendwas zu lachen, soll man sie ergreifen, so lange hat der Tod einen noch nicht in der Kralle.“



1914 – 1986

HELENE BRAUN

EXPERTIN IN ANALYTISCHER ZAHLENTHEORIE

Talentierte, zielstrebig und eigensinnig – Helene Braun machte als eine der ersten Mathematikerinnen in Deutschland eine Universitätskarriere. Doch die Anerkennung ließ auf sich warten: Erst 24 Jahre nach ihrer Habilitation wurde sie zur ordentlichen Professorin ernannt.

Helene war ein Modename, als Helene Braun 1914 in Frankfurt am Main zur Welt kam. Um sich von den vielen anderen Helenen zu unterscheiden, wurde das Kind bald nur noch Hel genannt. Der Rufname muss ihr gefallen haben, denn sie blieb dabei. In ihren 1990 publizierten Erinnerungen „Eine Frau und die Mathematik“ beschreibt sie sich als eigensinniges Mädchen, das sich lieber zu Hause mit Büchern selbst etwas beibrachte, als in der Schule zu glänzen. Ihre mathematische Begabung fiel dennoch auf: Ihr Lehrer schlug sie für ein Universitätsstipendium vor. Daraus wurde zwar nichts, aber studieren wollte sie trotzdem.

1933 schrieb sie sich an der Goethe-Universität Frankfurt am Main für das Fach Versicherungsmathematik ein – ein Kurzstudium. Das bescheidene Familieneinkommen, der Vater war Turnlehrer, die Mutter Hausfrau, musste noch für fünf Geschwister reichen, deshalb wollte die Studentin möglichst bald auf eigenen Füßen stehen. Weil sie jedes Semester „Fleißzeugnisse“ für zusätzliche Prüfungsaufgaben bekam, wurden ihr die Studiengebühren erlassen.

Helene Braun geriet in Frankfurt bald in Konflikt mit der NS-Studentenschaft. Sie engagierte sich für den Boykott der Vorlesungen eines, wie sie schreibt, „sehr linientreuen“ Dozenten. Nach einer Verwarnung ging sie 1935 an die Universität Marburg. Als ihr Carl Ludwig Siegel, bei dem sie in Frankfurt Zahlentheorie gelernt hatte, anbot zu promovieren, kehrte sie an die Goethe-Universität zurück.

Helene Braun muss auch eine sehr pragmatische Seite gehabt haben. Denn bevor sie Siegels Angebot annahm, wollte sie wissen, welche der von ihm vorgeschlagenen Aufgaben die einfachste war. Mit 23 Jahren promovierte sie. Der über 20 Jahre ältere Carl Ludwig Siegel wurde nicht nur ihr Förderer, sondern wenig später für einige Zeit auch ihr Lebensgefährte. „Die Zahlentheorie ist meine große Liebe geworden“, schreibt sie und man versteht, dass sie auch Siegel, den „besten Zahlentheoretiker des Jahrhunderts“ in diese Umarmung mit einschließt.

1938 folgte ihm die Mathematikerin an die Universität Göttingen. Dort habilitierte sie sich als 27-Jährige auf dem Gebiet der analytischen Zahlentheorie und arbeitete als angestellte Assistentin. 1947 wurde sie in Göttingen zur Professorin ernannt. Aber erst an der Universität Hamburg, wohin sie 1952 wechselte, wurde sie zur ordentlichen Professorin berufen – da lag ihre Habilitation schon über zwei Jahrzehnte zurück.

Anders als Ruth Moufang, die 1957 die erste Lehrstuhl-Inhaberin für Mathematik in Deutschland an der Universität Frankfurt war, fühlte sich Helene Braun von Kollegen als gleichwertig akzeptiert. Über einen Austausch mit ihrer sieben Jahre älteren Kollegin während der gemeinsamen Frankfurter Zeit schreibt Helene Braun: „Ich erinnere mich an ein längeres Gespräch mit ihr – heute würde man sagen: über die Diskriminierung der Frau. Mich hat das nie auf die Barrikaden getrieben.“

geb. 1944

ANGELA DAVIS

IKONE DES FREIHEITSKAMPFES – INTELLEKTUELLE UND BÜRGERRECHTLERIN

Angela Davis gehört zu den Pionierinnen der schwarzen Bürgerrechtsbewegung in den USA. Das FBI setzte sie 1970 auf die Liste der zehn gefährlichsten Personen. Ihre Inhaftierung löste eine weltweite Welle der Solidarität aus. 1972 wurde die Philosophin und Kommunistin, die auch an der Goethe-Universität Frankfurt am Main studiert hat, freigesprochen. Die gegen sie vorgebrachten Anschuldigungen waren unhaltbar. Vierzig Jahre später kam sie erstmals wieder nach Frankfurt, um die nach ihr benannte Gastprofessur für internationale Gender und Diversity Studies zu eröffnen.



Angela Davis wuchs in Birmingham, Alabama, in einer Lehrerfamilie auf. Ihr Geburtsort errang traurige Bekanntheit, als dort Anfang der 1960er Jahre Demonstrationen gegen den allgegenwärtigen Rassismus blutig niedergeschlagen wurden. Schon als Schülerin kämpfte sie für die Bürgerrechte der Schwarzen und engagierte sich in vielen politisch motivierten Gruppierungen, auch in der Kommunistischen Partei.

Mit ihrer intellektuellen Begabung überwand sie Schranken: Ausgebildet an einer progressiven Privatschule in New York, nahm sie 1961 ein Studium der französischen Literatur an der Brandeis University in Waltham, Massachusetts, auf, hörte Vorlesungen bei dem Sozialphilosophen Herbert Marcuse und studierte ab 1965 zwei Jahre lang Philosophie und Soziologie unter anderem bei Theodor Adorno und Max Horkheimer an der Goethe-Universität. An der Seite des Sozialistischen Deutschen Studentenbundes demonstrierte die Amerikanerin gegen den Vietnamkrieg. Die Zeit in Frankfurt habe ihr wichtige Erkenntnisse mit auf den Weg gegeben, sagte Angela Davis im Dezember 2011 gegenüber der Tageszeitung taz. „Ich lernte, einen kritischen Anspruch zu

Yoko Ono und John Lennon besangen „Angela“ und die Rolling Stones titelten einen politisch motivierten Song „Sweet Black Angel“. Die 26 Jahre junge Angela Davis inspirierte Anfang der 1970er Jahre aber nicht nur Künstler. Ihr Bild ging um die Welt, zierte

Plakate und Pinnwände, T-Shirts und Titelseiten. Angela Davis ist Ikone der US-amerikanischen Bürgerrechtsbewegung – Vorbild und Kultfigur für eine ganze Generation, die sich gegen Rassismus und Unterdrückung, für Freiheit und Menschenrechte einsetzt.

entwickeln – und die Wichtigkeit von Bewegungen, von linken Bewegungen, radikalen Bewegungen zu dieser Zeit.“ Ihre Anstellung als Philosophiedozentin 1969 an der University of California, Los Angeles, sorgte für gesellschaftlichen Sprengstoff. Eine schwarze Professorin, außerdem Mitglied in der Kommunistischen Partei der USA und der Bürgerrechtsbewegung „Black Panther Party“ – die Universität geriet unter Druck und entließ sie. Angela Davis klagte, erhielt Recht, wurde erneut eingestellt, bekam fortan bergeweise Hassbriefe und Morddrohungen, kaufte Waffen zu ihrem Schutz und stellte Leibwächter ein. Als einer ihrer Leibwächter mit ihrer Waffe schwarze Gefangene zu befreien versuchte und vier Menschen im Kugelhagel der Polizei starben, geriet Angela Davis ins Visier des FBI.

Haft und Prozess wurden von heftigen Protesten begleitet. Auf spektakuläre Weise wirkten weltweite Kampagnen für ihre Befreiung. Solidaritätsbekundungen füllten Lastwagen. Die meiste Post kam aus der DDR, wo die Aktivistin zur Integrationsfigur für die junge sozialistische Gesellschaft avancierte. Am Tag der entscheidenden Gerichtsverhandlung signalisierte die Goethe-Universität mit dem Kongress „Am Beispiel Angela Davis“ Solidarität mit der schwarzen Befreiungsbewegung. Angela Davis versteht sich selbst nicht als Heldin oder Ikone: „Was ich repräsentiere, ist der Sieg der Bewegungen und des Internationalismus.“

Seit den 1970er Jahren lehrt die Professorin für Philosophie an der Univer-



sity of California in Santa Cruz. In ihrem Buch „Women, Race and Class“ analysierte sie multiple Diskriminierung und schuf ein wichtiges Grundlagenwerk für die Erforschung sozialer Bewegungen und Geschlechterrollen. Bis heute erhebt sie ihre politische Stimme, un-

terstützt seit 2011 die Occupy-Bewegung und erhielt für ihr Engagement zahlreiche Preise. Im Dezember 2013 weihte sie die nach ihr benannte Gastprofessur für internationale Gender und Diversity Studies am Cornelia Goethe Centrum ein.

geb. 1954

CLAUDIA DILLMANN

FASZINATION FILMKULTUR

Alte und neue Werke, das Sammeln, Bewahren und Ausstellen, aber auch Filmfestivals wie „Lucas“ und „goEast“ – das sind die Welten von Claudia Dillmann. Sie leitet das Deutsche Filminstitut und das Filmmuseum am Frankfurter Museumsufer.



Bewegte Bilder fesseln sie und auch sonst alles, was mit Filmen und mit ihrer Arbeit zu tun hat; die Werke selbst natürlich, aber auch deren Vermittlung

an Kinder, Erwachsene, Studierende. Letztere stehen seit dem Wintersemester 2013 besonders im Fokus ihrer Arbeit: Das Filminstitut bietet

gemeinsam mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main einen Masterstudiengang zur Filmkultur an und Claudia Dillmann übernimmt Lehraufträge.

Sie liebt das Ausrichten von Festivals, Jurytätigkeiten, die museumspädagogische Arbeit mit Kindern und das Sammeln – noch heute erinnert sich Claudia Dillmann an ihre erste Akquise für das Filmmuseum in den späten 1980ern: „Ich saß bei einem älteren Ehepaar in Berlin auf dem Sofa. Sie zeigten mir eine Mappe mit einer Originalzeichnung des Filmarchitekten Walter Reimann: Sie war für ‚Das Cabinet des Dr. Caligari‘. Ich hätte heulen können vor Glück.“

Bevor sie sich von Filmwelten faszinieren ließ, war sie als Journalistin tätig. Nach dem Abitur volontierte sie bei der „Offenbach Post“ und schrieb im Anschluss für die „Frankfurter Rundschau“. „Ich fühlte mich aber unvollständig“, sagt sie, und mit 27 Jahren begann Claudia Dillmann ein Studium an der Goethe-Universität: Germanistik im Hauptfach, Theater-, Film- und Fernsehwissenschaft sowie Kunstgeschichte in den Nebenfächern. Sie entdeckte den Film für sich, insbesondere den ohne Worte: „Es fasziniert mich, dass der Stummfilm gezwungen ist, alles, was er sagen will, in Bilder umzusetzen.“

Ihr Lieblingswerk ist aber ein Tonfilm: „A Foreign Affair“ („Eine auswärtige Affäre“) von Billy Wilder aus dem Jahr 1948, in dem Marlene Dietrich und Jean Arthur um denselben Mann konkurrieren. „Er zeigt das Nachkriegs-Berlin, die zerstörte Stadt und das wilde Leben in den Ruinen“, sagt Claudia Dillmann. „Billy Wilder wurde mit dem Stummfilm groß, ist von ihm geprägt, und ‚A Foreign Affair‘ kommt wie andere seiner Werke über längere Passagen ohne Worte aus. Das mag ich sehr.“



Nachdem sie den Film als ihr Medium entdeckt hatte, blieb sie ihm treu, und das Frankfurter Filmmuseum spielte von Anfang an eine wichtige Rolle. Noch während ihres Studiums wurde sie vom Gründer Walter Schobert gefragt, ob sie Texte für die Eröffnung im Jahr 1984 und für die Dauerausstellung schreiben wolle. Sie sagte zu und arbeitete seitdem immer wieder für das Haus.

1990 erhielt sie den Auftrag, eine Ausstellung über den Berliner Filmproduzenten Artur Brauner zu machen, über den sie auch ein Buch schrieb: „Artur Brauner und die CCC. Filmgeschäft, Produktionsalltag, Studiogeschichte 1946 – 1990“. Im Anschluss wurde sie 1991 als Kuratorin des Filmmuseums

fest angestellt, ein Jahr später dessen stellvertretende Direktorin.

Im Februar 1997 übernahm Claudia Dillmann das Deutsche Filminstitut in Frankfurt, zu dem seit 2006 auch das Filmmuseum gehört. In den Räumen in Frankfurt-Sachsenhausen schaut sie sich gern Filme an, weil hier, anders als in vielen Kinos, eine konzentrierte Atmosphäre herrsche. „Ich bin schnell verärgert, wenn jemand stört, ob nun gegessen, geredet oder geraschelt wird“, sagt Claudia Dillmann – und das bei jedem Film, „ob er ein künstlerisches Highlight ist, ein gescheitertes Projekt oder ein Blockbuster“. Filme sind ihre Leidenschaft, und sie nimmt jeden ernst.

geb. 1967

STEFANIE DIMMELER

EIN HERZ FÜR DIE GOETHE-UNIVERSITÄT

Hochkarätige Forschung ist Stefanie Dimmeler eine Herzensangelegenheit: Die Professorin für Molekulare Kardiologie gehört zu den erfolgreichsten Wissenschaftlerinnen Deutschlands.

Die Liste ihrer wissenschaftlichen Auszeichnungen und Preise ist lang, der höchst dotierte Forschungspreis Deutschlands, der Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis, wurde Stefanie Dimmeler schon als 37-Jähriger verliehen. Aber es sind nicht die Ehrungen oder das internationale Renommee, die die Leiterin des Instituts für Kardiovaskuläre Regeneration der Goethe-Universität Frankfurt am Main motivieren, exzellente Forschung zu betreiben: „Es geht mir nicht darum, was ich alles schon geschafft habe. Mir liegen vor allem die Inhalte am Herzen. Ich will hochkarätige Arbeit machen – und das kann ich in Frankfurt mit meinem Team sehr gut.“

Dabei spielt für die Biologin die finanzielle Ausstattung nicht die entscheidende Rolle. Vielmehr zählt der starke Verbund – sowohl innerhalb ihres Instituts als auch mit der gesamten Universität. „Es gibt Verbünde, die bestehen seit Jahren, wir können einander vertrauen. Das ist eine Qualität, die ich woanders nicht so schnell finden würde“, sagt Stefanie Dimmeler. Nach dem Studium in Konstanz und der Promotion mit 25 Jahren kam sie 1995 an die Goethe-Universität. Dort habilitierte sie sich 1998 und nahm zwei Jahre später den Ruf auf eine Professur für Molekulare Kardiologie an. Seit 2008 ist sie Direktorin des Instituts für Kardiovaskuläre Regeneration im Zentrum für Molekulare Medizin.

Stefanie Dimmeler will den Dingen auf den Grund gehen. Ihre wissenschaftliche Neugierde und das Ziel, dass ihre Forschungsergebnisse eines Tages anderen Menschen ein Stück Gesundheit wiedergeben, sind dabei ihre Triebfedern. Inhaltlich beschäftigt sich die Wissenschaftlerin mit zellbiologischen Ursachen von Herz-Kreislaufkrankungen. Ihre Arbeitsgruppe untersucht, inwieweit Stammzellen bei der Regeneration des Herzmuskels nach einem Infarkt helfen. Dass diese Stammzelltherapie, an der Stefanie Dimmeler seit 12 Jahren forscht, erfolgreich zur Therapie zugelassen wird, gehört zu ihren noch unerfüllten Wünschen.

Große Hoffnung setzt die Kardiologin zudem in die so genannten microRNAs, kleine Stückchen von Ribonukleinsäuren, die unter anderem die Funktion von Gefäßzellen und Alterungsprozesse im Herzen kontrollieren. Mit ihrem Team wies sie nach, dass eine Hemmung von microRNAs die Herzfunktion im Alter und nach einem Herzinfarkt verbessert. „Die Daten sind so erfolgversprechend, dass sich daraus möglicherweise eine klinische Therapie entwickeln lässt“, sagt sie. Ihre Ziele stehen der Wissenschaftlerin klar vor Augen. Was ihr bisweilen für die Umsetzung fehlt, ist Zeit: „Nicht einzelne Stunden, sondern qualitativ hochwertige Zeit, in der ich meine Phantasie und meinen Geist frei entfalten kann.“



1909 – 2002

MARION GRÄFIN DÖNHOF

DIE JAHRHUNDERTJOURNALISTIN

Sie hat den Journalismus in Deutschland geprägt wie kaum jemand anders: Marion Gräfin Dönhoff, langjährige Chefredakteurin und Herausgeberin der Wochenzeitung „Die Zeit“ – und ehemalige Studentin der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Alt Bundeskanzler Helmut Schmidt nannte sie eine „wegweisende Mitbürgerin“, Michail Gorbatschow bezeichnete sie als wunderbare Frau und gute Freundin, mit der man sowohl über Politik als auch über das Leben offen reden konnte: Marion Gräfin Dönhoff wurde am 2. Dezember 1909 geboren und wuchs als jüngstes von sieben Kindern

auf dem Familiensitz Schloss Friedrichstein in Ostpreußen auf. Ihr Vater war Reichstagsabgeordneter in Berlin, ihre Mutter Palastdame von Kaiserin Auguste Viktoria.

Gegen den Willen ihrer Mutter machte Marion Gräfin Dönhoff 1928 in Potsdam ihr Abitur – als einziges Mädchen an einem Jungengymnasium. Schließlich entschied sie sich für ein Volkswirtschaftsstudium an der Goethe-Universität und studierte vom Wintersemester 1931/32 bis zum Wintersemester 1933/34 Nationalökonomie. Die Studienfachwahl ergab sich aus ihren Erfahrungen mit der Wirtschaftskrise während der 1920er Jahre: „Ich wollte einfach mehr begreifen von den Zusammenhängen, auch für Friedrichstein“, schrieb sie in ihren Erinnerungen.

An der Frankfurter Wirtschafts- und Sozialwissenschaftlichen Fakultät legte sie ihr Examen ab und begann ihre Dissertation. Die Machtergreifung der Nationalsozialisten trieb die als „rote Gräfin“ bekannte Regime-Gegnerin 1933 nach Basel, wo sie 1935 promovierte. Unerschrocken und abenteuerlustig bereiste sie Europa, Afrika und die USA. 1938 kehrte sie nach Friedrichstein zurück und übernahm die Leitung des weitverzweigten landwirtschaftlichen

Familienbesitzes. Einige ihrer Freunde gehörten der Widerstandsgruppe vom 20. Juli 1944 an. Nach dem gescheiterten Attentat wurden die meisten von ihnen hingerichtet. Die Gestapo verhörte auch Marion Gräfin Dönhoff, ließ sie aber wieder gehen.

Ende Januar 1945 rückte die russische Armee in Ostpreußen ein. Marion Gräfin Dönhoff floh auf ihrem Pferd Alarich 1.200 Kilometer nach Westen. Sieben Wochen dauerte der legendäre Ritt – danach bestieg die leidenschaftliche Reiterin nie wieder ein Pferd. „Das war einfach vorbei“, erklärte sie Jahrzehnte später ihrem Großneffen Friedrich Dönhoff, mit dem sie eine enge Freundschaft verband und mit dem sie die Welt bereiste. „Marion war in Entscheidungen immer konsequent“, erzählt er über seine Großtante.

Im März 1946 wurde Marion Gräfin Dönhoff Redaktionsmitglied der neugegründeten Wochenzeitung „Die Zeit“ – ihr zweites Leben als Journalistin nahm seinen Lauf. 1955 wurde sie Chefin des Politikressorts, 1968 Chefredakteurin und 1972 Herausgeberin der Zeitung. Geprägt von Nazi-Diktatur und Vertreibung widmete sie sich außen- und innenpolitischen sowie gesellschaftlichen Themen ihrer Zeit. „Ihre Artikel



haben den langen Atem der Geschichte“, stellte der ehemalige Bundespräsident Richard von Weizsäcker fest. Die Autorin von 25 Büchern engagierte sich für eine versöhnende Haltung in der Ost-Politik und die deutsche Wiedervereinigung. Dafür wurde sie 1971 mit dem Friedenspreis des Deutschen Buchhandels ausgezeichnet. Es

folgten weitere Auszeichnungen und Journalistenpreise, darunter die Ehrendoktorwürden an der Nikolaus-Kopernikus-Universität in Torún und an der Universität Kaliningrad sowie der Internationale Brückepreis der deutsch-polnischen Europastadt Görlitz/Zgorzelec. „Marion Gräfin Dönhoff hat sich über diese Auszeichnungen sehr gefreut,

obwohl für sie stets feststand, dass man sich auf seinem Lebensweg durch Lob nicht beirren lassen darf“, sagt Friedrich Dönhoff. Er hat seine Großtante als einen offenen und immer neugierigen Menschen erlebt. „Alter spielte für sie keine Rolle. So fielen uns die sechzig Jahre Altersunterschied nur selten auf.“

geb. 1946

JUTTA EBELING

PROFESSIONELL UND MIT WEITBLICK

Jutta Ebeling war 23 Jahre lang Frankfurts Bildungsdezernentin. Petra Roth und sie leiteten bundesweit als erste grün-schwarze Doppelspitze die Geschicke der Mainmetropole.

Die Gymnasiallehrerin für Deutsch, Gemeinschaftskunde und Deutsch als Zweitsprache, die 1966 bis 1972 in Frankfurt und Tübingen studiert hatte, entschloss sich 1989, für die Grünen zu kandidieren, denn „die Partei brauchte Frauen in der Politik, um die Quote zu erfüllen“. Eine gute Entscheidung für Frankfurt, wie sich in den folgenden zwei Jahrzehnten herausstellen sollte: Jutta Ebeling wurde Bildungsdezernentin und blieb 23 Jahre lang im Amt. Sie hat die Schulpolitik in allen politischen Konstellationen mit gestaltet und geprägt. Von 1995 bis 2000 hatte sie zusätzlich das Dezernat für Multikulturelle Angelegenheiten inne und war später auch für die Ressorts „Umwelt“ und „Frauen“ zuständig.

Doch die Bildungspolitik blieb ihr Steckenpferd. „Kein Kind zurücklassen“ lautete Jutta Ebelings Motto. So gründete sie zu Beginn ihrer politischen Karriere mit einer breiten Elternschaft im Rücken und gegen heftigen politischen Widerstand eine Gesamtschule, der dann weitere folgten. „Ich habe immer den Elternwillen und das Wohlergehen der Kinder im Blick gehabt. Ideologische Grabenkämpfe sind in der Bildungspolitik von gestern“, resümiert sie. Da sei es nur konsequent gewesen, 2008 ein neues Gymnasium zu gründen, das erste nach 100 Jahren – „denn der Bedarf war da“. Dass Bildungspolitik in Frankfurt heute trotz großer finanzieller Belastungen Priorität genießt, gehört zu Jutta Ebelings Verdiensten: „Alle Parteien sind sich einig, dass Bildung das zentrale Thema der Zukunft ist.“

Mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main hat Jutta Ebeling gern und viel zusammengearbeitet: So hat sie bereits Anfang der 1990er Jahre an der Universität ein Gutachten in Auftrag gegeben, aus dem das erste Inklusionsprojekt der Großstadt entstanden ist. Es gelang ihr, Jugendhilfe sowie Lehrerinnen und Lehrer an einen Tisch zu holen, um individuelle Hilfen für Kinder mit Schwierigkeiten in der Grundschule zu implementieren. Die Schülerinnen und Schüler konnten in der Regelschule bleiben und erhielten einen auf ihre Bedürfnisse abgestimmten Förderplan. Im Projekt „Brückenschlag“ hat Jutta Ebeling den Dialog zwischen der Universität und Gymnasien installiert, um Jugendliche für ein naturwissenschaftliches Studium zu begeistern.

Sechs Jahre lang leitete sie mit einer CDU-Politikerin die politischen Geschicke Frankfurts – das hätte Jutta Ebeling zu Beginn der 1980er Jahre für unmöglich gehalten. 2006 wurde sie als erste grüne Bürgermeisterin an die Seite der Oberbürgermeisterin Petra Roth gewählt. Es war und ist bisher die einzige weibliche Doppelspitze in Deutschland. „Unser Verhältnis war nicht immer ungetrübt, aber mit der schwarz-grünen Koalition 2006 war uns klar, dass das Gelingen von uns abhängt.“ Die professionelle Einstellung der Frauen trug dazu bei, dass das Vertrauen wuchs und sie konstruktiv zusammenarbeiteten. „Es war die beste Zeit meines politischen Lebens und eine gute Zeit für die Stadt“, resümiert die Grüne. Wer 23 Jahre lang fest im politischen Sattel sitzt, erlebt Hö-



hen und Tiefen und muss sich bisweilen persönlich anfeinden lassen. „Ein dickes Fell ist manchmal nötig, nur darf man nicht stumpf und unempfindsam werden, gerade in der Kommunalpolitik, die so nah an den Bürgern agiert“, erklärt Jutta Ebeling. Sie hat stattdessen stets an ihrem inneren Kompass

gearbeitet: Dazu zählt, dass es ein Leben neben der Politik gab und gibt – mit Freundinnen und Freunden, Büchern oder kleinen Reisen. „Hilfreich war auch das Wissen, dass ich einen Beruf hatte, in den ich jederzeit hätte zurückkehren können. Das hat mir die Freiheit gegeben, standzuhalten.“



1897 – 1967

TILLY EDINGER

BEGRÜNDERIN EINES NEUEN FACHES

Der Nationalsozialismus verhinderte 1933 Tilly Edingers Habilitation und trieb sie 1938 in die Emigration. Doch zuvor hatte die international hoch geachtete Wissenschaftlerin die Paläoneurologie, die Erforschung der Gehirne ausgestorbener Wirbeltiere, in Frankfurt am Main etabliert – trotz aller Widerstände, die sie zu bewältigen hatte, weil sie jüdisch, weiblich, ledig und schwerhörig war.

Johanna Gabriele Ottilie Edinger, kurz Tilly, war die jüngste Tochter einer wohlhabenden, weltbürgerlichen, deutsch-jüdischen Familie in Frankfurt. Ihr Vater, Ludwig Edinger, zählt zu den Pionieren der Hirnforschung und gehört zu den Stiftern der Goethe-Universität. Ihre Mutter Anna war eine Führerin der deutschen Frauenbewegung und Organisatorin der Frankfurter Sozialfürsorge. Dies alles spielte hinein, als ihre jüngste Tochter Tilly eine akademische Laufbahn einschlug: 1916 bestand sie an der Frankfurter Schillerschule das Abitur, studierte in Heidelberg, Frankfurt und München Naturwissenschaften und promovierte als erste Frau Deutschlands im Fach Paläontologie, der Wissenschaft von den Lebewesen der „Urzeit“. In der Paläontologie galt das, was Edinger in den 1920er Jahren erschloss, bislang als bloßes Kuriosum: „Fossile Gehirne, das heißt versteinerte Einlagerungen im Schädelinneren, waren zwar vereinzelt beschrieben worden. Tilly Edinger aber war die Erste, die diese Literatur zusammentrug, Untersuchungsmethoden systematisierte und weiter auf diesem Gebiet forschte“, sagt der Soziologe und Medizinhistoriker Gerald Kreft vom Edinger-Institut. Er ist Mitherausgeber des deutsch-US-amerikanischen Sammelbandes „Tilly Edinger – Leben und Werk einer jüdischen Wissenschaftlerin“. Mit ihrem ersten Hauptwerk „Die fossilen Gehirne“ begründete Edinger 1929 die Paläoneurologie. Zwischen 1921 und 1938 arbeitete sie am Senckenbergischen Naturhistorischen Museum als unbezahlte Kuratorin seiner einzigartigen fossilen Sammlungen. Im Institut ihres Vater, das heute zum Universitätsklinikum Frankfurt gehört, stand ihr die seinerzeit weltweit größte vergleichende Tiergehirnsammlung gegenwärtig

lebender Arten zur Verfügung: „In dieser Infrastruktur gelang Tilly Edinger der Brückenschlag zwischen Paläontologie und vergleichender Neuroanatomie“, sagt der Medizinhistoriker. Erstmals untersuchte sie die evolutionäre Entwicklung der Gehirne einzelner Spezies: in Frankfurt die fossiler Seekühe, in den USA erschien 1948 ihr zweites Hauptwerk „Evolution of the Horse Brain“, ein Meilenstein des modernen Evolutionsverständnisses.

Lange verkannte die Forscherin die nationalsozialistische Bedrohung. Erst als sie 1938 das Senckenberg nicht mehr betreten durfte, emigrierte sie über England in die USA. In Cambridge, Massachusetts, am Museum for Comparative Zoology der Harvard University, fand sie 1940 eine neue Heimat. „Dank Hitler“, schrieb sie in einem ihrer zahllosen Briefe, „wimmelt Amerika ja von alten Bekannten.“ – „Tilly Edinger hatte einen ausgeprägten Sinn für schwarzen Humor“, sagt ihr Biograf.

Nach dem Zweiten Weltkrieg besuchte die Emigrantin Deutschland noch fünf Mal. „Anlässe waren wissenschaftliche Kongresse, Feierlichkeiten des Edinger-Instituts oder Verleihungen ihrer Ehrendokorate“, erklärt Gerald Kreft. Mit Stellungnahmen entnazifizierte Edinger Kollegen und verhalf der deutschen Paläontologie zur Wiederaufnahme in die internationale Gemeinschaft. Auf den Vorschlag, selbst zurückzukehren, reagierte sie mit einem „terrible fit of laughter“.

Seit ihrer Jugend war Tilly Edinger zunehmend schwerhörig. 1967 wurde die Ertaubte von einem LKW überfahren und starb am folgenden Tag. Beigesetzt ist sie im Familiengrab auf dem Frankfurter Hauptfriedhof.

geb. 1965

NARGESS ESKANDARI-GRÜNBERG

„WEGE ENTSTEHEN, INDEM MAN SIE GEHT“

Nargess Eskandari-Grünberg war oft die Erste: erste Ausschussvorsitzende im Stadtparlament und erste Stadträtin in Frankfurt am Main, die zugleich Einwanderin ist. Antrieb für ihr politisches Engagement waren ihre eigenen Erfahrungen mit Verfolgung und Flucht.



Im Winter 1985 landete die damals 20-Jährige mit zwei Koffern auf dem Frankfurter Flughafen – als politischer Flüchtling aus dem Iran. Sie konnte kein Wort Deutsch, aber hatte ein Ziel: studieren. Mit einem Sprachkurs auf Kassette lernte sie die Sprache, bestand ein Jahr später die Aufnahmeprüfung zum Studienkolleg und schrieb sich 1989 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main für Psychologie ein – als eine von wenigen Migrantinnen. „Die Rätsel der menschlichen Seele und die Frage nach dem Unbewussten haben mich schon als Kind begeistert“, sagt Nargess Eskandari-Grünberg. Prägend dafür seien besonders die Gespräche mit ihrer Tante in Teheran gewesen. „Sie war damals eine der ersten Frauen im Iran, die Philosophie an der Universität lehrten.“

Nicht nur das Interesse an Psychologie hatte ihr die Familie mitgegeben, sondern auch das Bewusstsein dafür, dass eine gute Ausbildung für eine junge Frau wichtig ist und dass sie für ihren beruflichen Erfolg hart arbeiten muss. Acht Jahre nach der Flucht schloss Nargess Eskandari-Grünberg ihr Studium ab: als eine der Schnellsten und Besten in ihrem Jahrgang. Sie promovierte mit einer Studie über psychosomatische



Beschwerden bei Patienten mit einer Migrationsgeschichte – damals wissenschaftliches Neuland; Lehraufträge folgten.

Im Jahr 2000 eröffnete sie eine psychotherapeutische Praxis; ein Schwerpunkt ihrer Arbeit ist die Behandlung von Angst- und Traumastörungen. Über ihre eigenen traumatischen Erlebnisse mit Verfolgung, Folter und Flucht spricht sie nicht gerne, über ihr politisches Engagement, das daraus folgte, schon. „Zu uns kommen viele Menschen, die in ihren Ländern nicht in Freiheit leben. Ich setze mich für ein friedliches Miteinander, für Chancengleichheit und gleichberechtigte Teilhabe in allen gesellschaftlichen Bereichen ein. Denn unsere gemeinsamen demokratischen

Werte halte ich für die höchsten Güter unserer Gesellschaft.“

2001 zog die Kommunalpolitikerin für die Partei Bündnis90/Die Grünen ins Frankfurter Stadtparlament ein. Seit 2008 ist sie die erste Stadträtin, die zugleich Einwanderin ist. Als ehrenamtliche Dezernentin für Integration in Frankfurt, wo fast jeder zweite Bewohner einen Migrationshintergrund hat, versteht sie Integration als eine Aufgabe, die alle angeht: „Integrationspolitik ist für mich keine Ausländerpolitik. Integrationspolitik heißt, das Zusammenleben zu gestalten.“

Dabei legt Nargess Eskandari-Grünberg großen Wert auf den Austausch zwischen Wissenschaft und Politik: „Forschungsergebnisse sind eine wichtige

Grundlage für politische Entscheidungen.“ Für die Umsetzung des ersten Frankfurter Integrationskonzepts setzte sie auf wissenschaftliche Methoden. Sie führte das erste Monitoring ein, das anhand von Indikatoren wie Spracherwerb oder politischer Partizipation Veränderungen innerhalb verschiedener Frankfurter Bevölkerungsgruppen misst. Internationale Kooperationen und Hochschulpartnerschaften versteht sie als strategische Elemente moderner Integrationspolitik.

2010 stimmten 95 Prozent der Stadtverordneten für Nargess Eskandari-Grünbergs Integrationskonzept „Vielfalt bewegt Frankfurt“. Im Vorwort schreibt sie: „Wege entstehen, indem man sie geht.“

1908 – 2000

GISÈLE FREUND

DIE WELT DURCH DIE LINSE GESEHEN

Die deutsch-französische Fotografin Gisèle Freund ist eine der bemerkenswertesten Frauen des 20. Jahrhunderts. Mit 22 Jahren begann die Soziologie-Studentin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main mit ihrer historischen Studie über Fotografie und zugleich mit der Arbeit als Fotojournalistin. Berühmt wurde sie durch ihre Porträts prominenter Autorinnen und Autoren der Pariser und Londoner Literaturszene der 1930er und 1940er Jahre.



linerin Sophia Gisela Freund Anfang der 1930er Jahre bei Karl Mannheim und Norbert Elias studiert sowie am Frankfurter Institut für Sozialforschung Seminare von Theodor Adorno und Max Horkheimer besucht. In Frankfurt begegnete sie auch dem Philosophen Walter Benjamin, mit dem sie nach 1933 im Pariser Exil eine enge Freundschaft verband und dessen intellektuelle Interessen sie teilte.

Nur knapp entkam die junge Soziologin nach der Machtergreifung durch die Nationalsozialisten mit ihrem Fotoapparat nach Frankreich. Als „jüdisch“ gebrandmarkt und politisch auf der Seite der linken Studentengruppen musste sie die Verfolgung gleich doppelt fürchten. Mit ihrer Leica – einem Geschenk des Vaters zum Abitur – hatte sie kurz zuvor auch Misshandlungen und Verbrechen von Hitlers Gefolgsleuten an Studierenden festgehalten.

In Paris gelang es Gisèle Freund, an der Sorbonne die bei Karl Mannheim begonnene Dissertation zu beenden. Zugleich lernte sie ihre wichtigste Mentorin kennen, die Buchhändlerin und Schriftstellerin Adrienne Monnier. Mit ihrer Hilfe wurde Freunds wissenschaftliche Arbeit auf Französisch publiziert.

„Ich möchte beleuchten, wie die Techniken der photographischen Linse unsere Vision von der Welt verändert haben“, schreibt Gisèle Freund im Vorwort zu ihrer 1936 in Frankreich als Buch erschienenen Doktorarbeit über die französische Fotografie im 19. Jahrhundert. „Photographie und bürgerliche Gesellschaft“ lautet der Buchtitel der erstmals 1968 veröffentlichten deutschen Übersetzung. Gisèle Freund beschäf-

tigte sich darin mit ihrer Arbeit als Bildjournalistin aus theoretischer Sicht: mit der nur „scheinbaren Objektivität“ der Fotografie, der „angeblich unbestechlichen Linse“ und ihren „möglichen Deformationen der Wirklichkeit“. Inspiration zu ihrer Gesellschaftsanalyse im Zuge der Auseinandersetzung mit dem noch jungen Medium war die Sozialwissenschaft an der Goethe-Universität. Dort hatte die gebürtige Ber-



Außerdem kam Gisèle Freund über die französische Freundin mit der intellektuellen Avantgarde in Kontakt. Dieser Bekanntenkreis begründete Freundes Ruf als „Porträtistin des Geistes“ über Jahrzehnte: Ihre sensiblen Porträtbilder von Jean-Paul Sartre, Simone de Beauvoir, Virginia Woolf, André Malraux oder James Joyce und vielen anderen mehr erschienen in Zeitschriften wie „Paris-Match“, „Magnum“, „Life“ oder

dem „Time-Magazine“, und ihre immer größer werdende internationale Porträt-sammlung berühmter Autorinnen und Autoren des 20. Jahrhunderts machten sie schließlich weltweit bekannt.

Als Hitlers Truppen 1940 in Paris einmarschierten, floh die gefragte Fotografin nach Argentinien. Kritische Reportagen über Mexiko und Patagonien und das ausschweifende Leben der argentinischen First Lady – „Evita“ –

Eva Perón unterstrichen ihre Prominenz, bevor sie sich 1953 wieder in der französischen Hauptstadt niederließ. Mit zahlreichen Preisen geehrt und in Ausstellungen gefeiert konnte Gisèle Freund ihre Berühmtheit dort bis zu ihrem 91. Lebensjahr genießen. Nach Deutschland, wo man sich in den 1970er Jahren für die Fotografin zu interessieren begann, kehrte sie nicht zurück.

1889 – 1957

FRIEDA FROMM-REICHMANN

EINE MEISTERIN IM ZUHÖREN

„Ich hab dir nie einen Rosengarten versprochen“ – mit dieser autobiografischen Erzählung einer Patientin wird der Psychoanalytikerin Frieda Fromm-Reichmann ein literarisches Denkmal gesetzt. Sie hat die Therapie von Schizophrenen revolutioniert und wirkte auch in Frankfurt.



Genetisch bedingt lag in der Familie eine Schwerhörigkeit vor, unter der die Mutter zunehmend litt, ohne es je zugeben. „Frieda Fromm-Reichmann wusste von der Krankheit und hat bereits im Kindesalter intuitive Kräfte wie Gestik, Mimik und Haltung ausgebildet“, sagt Gerda Siebenhüner. Die Diplompsychologin schildert in „Pionierin der analytisch orientierten Psychotherapie von Psychosen“ den Lebensweg der außergewöhnlichen Frau, die schließlich selbst schwerhörig wurde. Kompensatorisch sei sie zu einer Meisterin im Zuhören geworden: „Sie konnte mit dem dritten Ohr hören, besaß also die Fähigkeit, zu hören, was Worte nicht erklären.“

1914 promovierte Frieda Fromm-Reichmann bei dem Neurologen und Psychiater Kurt Goldstein. Sie behandelte während des Ersten Weltkriegs Soldaten mit Hirnverletzungen. Nach Kriegsende war sie Assistentin an Goldsteins Frankfurter Institut zur Erforschung der Folgeerscheinungen von Hirnverletzungen. 1920 ging sie nach Dresden an das Privatsanatorium „Weißer Hirsch“, wo sie ihre ersten Psychotherapien durchführte. Inspiriert von den Schriften Sigmund Freuds absolvierte sie ab 1923 am Berliner Psychoanalytischen Institut

Frieda Fromm-Reichmann gilt als Pionierin der psychoanalytisch orientierten Behandlung von Psychosen. Geboren 1889 in Karlsruhe, wuchs sie als älteste von drei Schwestern in einer bildungs-

orientierten jüdischen Familie in Königsberg auf. Die Mutter bereitete Frieda auf das Abitur vor, sodass sie 1907 als eine der ersten Frauen begann, Medizin in ihrer Heimatstadt zu studieren.

eine psychoanalytische Weiterbildung. Ausgebildet als Psychoanalytikerin, Psychiaterin und Neurologin eröffnete die junge Frau 1924 in Heidelberg ein Privatsanatorium. In dieser Zeit verliebte sie sich in den Sozialpsychologen Erich Fromm. Sie heirateten 1926, trennten sich aber nach wenigen Jahren wieder. Zusammen mit anderen Analytikern engagierten sie sich für die Verbreitung der Psychoanalyse, gründeten 1929 das Frankfurter Psychoanalytische Institut und lehrten erstmals an einer deutschen Universität Psychoanalyse. Angebunden an das Institut für Sozialforschung der Goethe-Universität Frankfurt am Main, erlebte die Einrichtung eine wissenschaftliche Blüte, die der Nationalsozialismus jäh beendete.

1933 flüchtete Frieda Fromm-Reichmann über Straßburg und Palästina in die USA, wo sie als Psychotherapeutin in der Psychiatrischen Klinik Chestnut Lodge in Rockville, Maryland, anfang und sich bis zu ihrem Tod 1957 als „Director of Psychotherapy“ der Behandlung von Schizophrenen widmete. In der Klinik traf sie auf eine Gruppe von Analytikern, die es wagten, Neuland zu betreten. Leitgedanke war, dass geistesranke Menschen sich nicht von anderen Patienten unterscheiden und deshalb mit psychotherapeutischen Mitteln geheilt werden können. Ihre frühkindlichen Traumata und Ängste sind nur größer und fordern vom Psychotherapeuten ein hohes Maß an Geduld und Beziehungsfähigkeit, Empathie, Intuition und Verstehen



non-verbaler Kommunikation. Mit wie viel Geduld, Güte, Menschlichkeit und Einfühlungsvermögen Frieda Fromm-Reichmann ihre Patienten behandelte, lässt sich in dem Roman „Ich hab dir

nie einen Rosengarten versprochen“ nachlesen. Unter dem Pseudonym Hannah Green beschreibt Joanne Greenberg ihre Heilung durch die Psychoanalytikerin.

1861 – 1936

HENRIETTE FÜRTH

„ICH WAR EIN EIGENER, EIN SELBERANER“

Selber denken – das war die Lebensdevise der Frauenrechtlerin Henriette Fürth. Aus einer gutbürgerlichen und liberalen jüdischen Familie stammend, engagierte sich die achtfache Mutter in der sozialen Arbeit. Sie publizierte zahlreiche soziologische Schriften und stritt als SPD-Mitglied im Frankfurter Stadtparlament für die Frauenbewegung.



Leicht war ihr Leben nicht. Die Frankfurterin Henriette Fürth wollte beides: Familie und Beruf. Zu dieser Zeit hatte der Kampf um die Rechte der Frauen auf Arbeit, Bildung und Selbstbestimmung gerade begonnen – und Henriette Fürth war mitredin. Als eine der ersten Kämpferinnen der internationalen

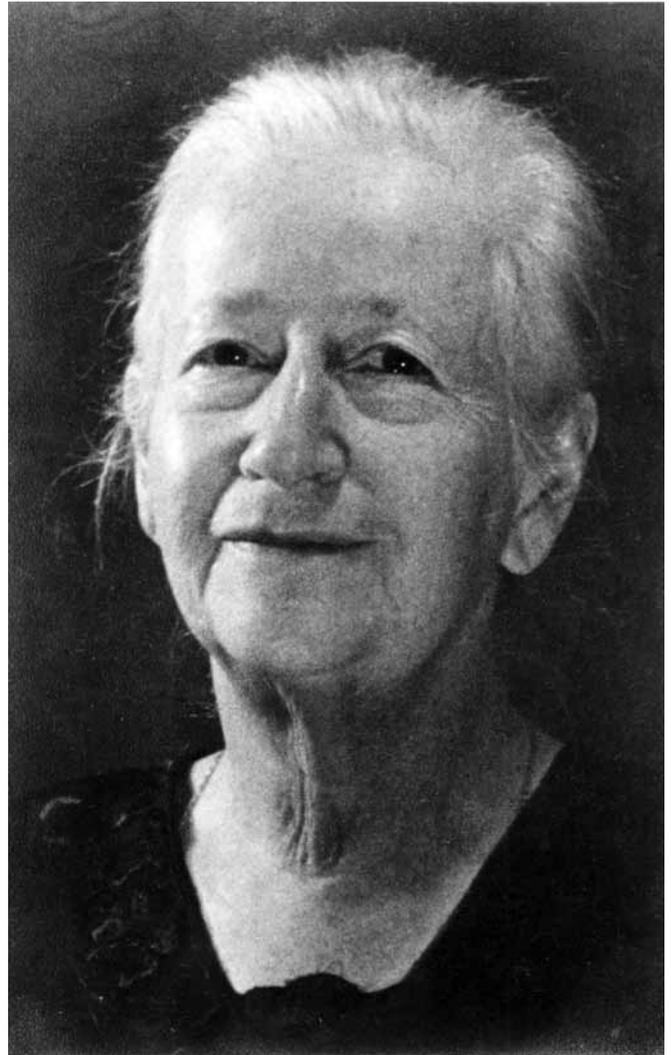
Frauenbewegung und profilierteste Denkerin der deutschen Sozialwissenschaft vor 1933, so beschreibt der emigrierte Frankfurter Rechtswissenschaftler und sozialdemokratische Politiker Hugo Sinzheimer die langjährige Weggefährtin 1938 in einem Nachruf.

Sie setzte sich ein für das grundsätzliche Recht auf Arbeit, auf Berufsausbildung und bessere Arbeitsbedingungen für alle Frauen. Henriette Fürth forderte das Recht der Frauen auf Selbstständigkeit sowie eine Unabhängigkeit im Denken und Handeln, die sie sich selbst stets bewahrte.

Rund 200 publizierte Aufsätze und Artikel sowie 30 eigenständige Schriften zu sozialpolitischen Themen zeugen von einer enormen Vielseitigkeit und außergewöhnlichen Energie der Hausfrau und Mutter. Sie äußerte sich zu Mutterschutz und Wohnungsbau, Sexualaufklärung und Haushaltspflege, Frauenwahlrecht und Bevölkerungsentwicklung.

Nach der höheren Mädchenschule besuchte sie das Lehrerinnenseminar der Frankfurter Elisabethenschule. Weil das Pensionat sehr teuer war und der Vater für eine Jüdin keine Aussicht auf Anstellung in einer staatlichen Schule sah, brach sie die Ausbildung schweren Herzens ab. Mit 19 Jahren heiratete die gebürtige Gießenerin, gründete eine Familie und lebte ab 1885 in Frankfurt am Main. Dort begann sie wenige Jahre später politisch und wissenschaftlich zu publizieren – motiviert von ihrem Bruder, dem Sozialdemokraten Simon Katzenstein. Zugleich entfaltete sie großes soziales Engagement für Frauenrechte in zahlreichen Organisationen und Vereinen, für deren publizistische Organe sie schrieb. Mit der Frauenrechtlerin Berta Pappenheim gründete sie 1901 den Verein „Weibliche Fürsorge“, trat 1896 der SPD bei und wurde 1919 für fünf Jahre in das Frankfurter Stadtparlament berufen.

„In scharfen und leidenschaftlichen Redebeiträgen verlangte sie die demokratische Entwicklung der Schulen, die Versorgung der Bevölkerung mit Nahrungsmitteln und Veränderungen in der Wohlfahrtspflege“, schreibt die Frankfurter Historikerin Helga Krohn, deren jahrelanger akribischer Recherche es zu verdanken ist, dass die Frauenrechtlerin Henriette Fürth und ihre soziologischen Schriften heute wieder wahrgenommen werden. Obwohl ohne professionelles Fundament verfasst, sind Henriette Fürths Schriften ein wichtiger Beitrag zu den soziologischen Debatten vor 1933 – dabei bewegte sie sich bewusst zwischen den Welten und trat für die Zusammenarbeit von proletarischer und bürgerlicher Frauenbewegung ein, schreibt Helga Krohn: „Sie hat diese Zusammenarbeit auch immer praktiziert.“



Die selbstbestimmte Soziologin fand Anerkennung. Sie wurde ins Kuratorium der Goethe-Universität Frankfurt am Main berufen, und die Deutsche Gesellschaft für Soziologie nahm sie als Mitglied auf – zum ersten Mal eine Frau. Mit 70 Jahren erhielt Henriette Fürth 1931 die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt, zwei Jahre bevor die Nationalsozialisten sie aller Ämter enthoben. Ihre acht Kinder verließen Deutschland, während die Mutter – die kämpferische Soziologin, Schriftstellerin, Sozialarbeiterin und Politikerin – für ihre Kinder zurückgezogen ihre Lebenserinnerungen diktieren ließ: „Ich war ein Eigener“, lässt sie aufschreiben, ein „Selberaner“.



geb. 1939

UTE GERHARD

NICHTS KONNTE SIE JE BESCHWICHTIGEN

Genderfragen haben Ute Gerhard schon als Schülerin umgetrieben. Später war die Soziologin in der Frauenbewegung aktiv, und 1987 wurde sie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main zur ersten deutschen Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung berufen.

„Schon während meiner Schulzeit galt ich als Suffragette“, erinnert sich Ute Gerhard, davon einschüchtern ließ sie sich aber nicht. Als sie in den 1960er Jahren Jura studierte und immer wieder hörte, dass man Kunstgeschichte einer Frau gerade noch zutraue, aber Rechtswissenschaften nicht, bestärkte sie das in ihrem Widerstand gegen die männliche Dominanz in Gesellschaft und Universität. „Deshalb kam die neue Frauenbewegung für mich wie gerufen, ihr Protest entsprach meinen Erfahrungen.“

Zuvor hatte sie dennoch den traditionellen Frauenweg eingeschlagen: Nach der Heirat zog Ute Gerhard-Teuscher mit ihrem Mann von Köln nach Bremen und bekam drei Töchter. „Das bedeutete erst einmal den Abschied von der Wissenschaft. Die Rettung kam mit der Gründung der Universität Bremen“, sagt Ute Gerhard. Als Anfang 30-Jährige schrieb sie sich gleich 1971 für den integrierten Studiengang Gesellschaftswissenschaften ein, der genau ihren Vorstudien im Bereich Jura, Geschichte und Soziologie entsprach. Sie traf dabei auf Kommilitoninnen, die gesellschaftspolitisch ebenso entschieden waren wie sie: „Wir gründeten ein Frauenseminar, indem wir den Professor, der immerhin das Thema ‚Frauenbewegung‘ anbot, absetzten und unser Lehrprogramm zur Frauengeschichte selbst organisierten.“

Ihre interdisziplinären Studien zu Frauenarbeit, Familie und den Rechten der Frauen im 19. Jahrhundert mündeten in eine Doktorarbeit mit dem Titel „Verhältnisse und Verhinderungen“, die 1978 in der edition suhrkamp erschien. Nach ihrer Habilitation über „Gleichheit ohne Angleichung. Frauen im Recht“ an der Universität Hannover wurde Ute Gerhard 1987 Professorin für Frauen- und Geschlechterforschung an der Goethe-Universität und erhielt den deutschlandweit ersten

Lehrstuhl für Geschlechterstudien. „Ich wurde mit offenen Armen empfangen. Dieser Lehrstuhl war lange umkämpft gewesen, und alle waren froh, dass es endlich geschafft war“, berichtet Ute Gerhard. „Einfach war es dennoch nicht, weil ich für viele Frauen plötzlich auf der anderen, der institutionellen Seite stand.“ Und weil erwartet wurde, dass sie aus dem Stand die Realitäten in Forschung und Lehre veränderte. Es gab intensive Debatten, nicht zuletzt darüber, ob Männer Zutritt zu Seminaren über Frauenthemen erhalten sollten. „Ich war Juristin genug, um zu wissen, dass wir Männer nicht ausschließen konnten“, erklärt die Forscherin. „Aber auch inhaltlich überzeugte mich diese exklusive Haltung nicht, im Gegenteil: Ich werbe dafür, dass auch Männer lernen, ihr Geschlecht als strukturelle Kategorie zu beachten.“ Ute Gerhard ist stolz, dass sie und ihre Mitstreiterinnen viel erreicht haben, nicht zuletzt, weil Gender-Themen Bestandteil des Soziologiestudiums an der Goethe-Universität wurden.

Nach einem Ruf an die Universität Hannover nutzte sie die Bleibeverhandlungen, um ein „Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse“ auf den Weg zu bringen, das sie mit Kolleginnen konzipiert hatte – mit Erfolg: 1997 wurde die Gründung gefeiert. Kurze Zeit später wurde das Institut in „Cornelia Goethe Centrum“ umbenannt, das Ute Gerhard bis zu ihrer Emeritierung 2004 leitete. Vier Jahre lang war sie zudem Direktorin des Graduiertenkollegs „Öffentlichkeit und Geschlechterverhältnisse“.

In Wissenschaft und Gesellschaft hat sich viel verändert, aber längst nicht genug, meint die Feministin. Angesichts der Erfahrung von Ungerechtigkeit bleibt ein Ausspruch der Schriftstellerin Rahel Varnhagen weiterhin ihr Motto: „Kein Vivat, kein bürgerlicher Stern ..., nichts konnte mich je beschwichtigen.“

geb. 1929

INA-MARIA
GREVERUS

AUFBRUCH IN DIE KULTURANTHROPOLOGIE

Räume, Orte und die Beziehung des Menschen zu seiner Umwelt stehen im Zentrum der Kulturanthropologie, die Ina-Maria Greverus in Frankfurt aufgebaut hat. Schon früh setzte sie sich für eine grenzüberschreitende Entwicklung einer Sozial- und Kulturanthropologie in Deutschland ein. Mit Mut und Initiative gründete sie 1974 das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, das sie bis 1997 leitete.



Als Sachsen 1945 sowjetische Besatzungszone wurde, floh Ina-Maria Greverus aus ihrer Heimat gen Westen, gerade 16 Jahre alt. Sie studierte in Marburg und im schwedischen Uppsala Germanistik, Skandinavistik, Kunstgeschichte und Volkskunde. Journalistin wollte sie werden. 1956 promovierte sie, heiratete und bekam drei Kinder. In den 1960er Jahren ging sie

mit ihrer Familie, wie damals viele junge Menschen, für einige Jahre in den Süden – nach Sizilien. Sie lebten in einer Höhle. Es war die Zeit der Suche nach einer neuen Orientierung in „alternativen“ Lebensformen gegen eine bürgerliche Gesellschaft. Und es war auch eine Kritik des studierten Fachs „Volkskunde“. Begriffe wie Tradition und Volkskultur wurden

damals zunehmend kontrovers diskutiert und führten zur politischen Auseinandersetzung mit der Rolle des Faches im Nationalsozialismus und zur Frage nach neuen Anknüpfungspunkten. Auf Sizilien erfuhr Ina-Maria Greverus eine persönliche Wende. „Ich lernte das kennen, was ich gesucht hatte: den Dialog mit Menschen, die eine ganz andere Kultur haben.“ Wissenschaftliches Verstehen als gleichzeitig gelebte Selbst- und Fremderfahrung, Inszenierung, wechselseitiges Wahrnehmen und Erkennen: Diese „dialogische Anthropologie“ wurde zu ihrem Lebensprinzip.

Die eigentliche Umwälzung in den Fächern und Universitäten kam, wie sie betont, erst durch die Studenten- und Bürgerrechtsbewegungen der „68er“. Zunächst arbeitete die Wissenschaftlerin als Assistentin an den Universitäten Marburg und Gießen. Ina-Maria Greverus setzte sich dafür ein, die Volkskunde in Richtung auf eine gesellschaftsvergleichende Kulturanthropologie nach dem Vorbild der amerikanischen Cultural Anthropology neu auszurichten. Lange stand sie damit allein auf weiter Flur. Erst in den letzten Jahren wird die kulturanthropologische Ausrichtung auch an anderen deutschen Hochschulen präsenter.

Ina-Maria Greverus hatte sich 1970 habilitiert und wurde 1974 an die Goethe-Universität berufen, wo sie den ehemaligen volkskundlichen Lehrstuhl umbenannte und das Institut für Kulturanthropologie und Europäische Ethnologie gründete. Mit der Fachreform brachte Ina-Maria Greverus auch neue Lehr- und Lernformen auf den Weg. Eine interdisziplinäre, praxisbezogene Forschung, beispielsweise „Anthropologie zu Hause“, Wahrnehmungsspaziergänge, Exkursionen oder das Projektstudium, das es bis heute gibt: Studierende sollen vor Ort in den Dialog mit Menschen treten, im Team forschen und Verantwortung für die eigene wissenschaftliche Arbeit übernehmen. Auch heute noch setzt sich die Wissenschaftlerin für die Inhalte und Probleme ihres Faches ein, die Forschungs- und Repräsentationspraxis sowie die Theorienentwicklung, die eng mit dem ethnografischen Verstehensprozess, methodologischen und epistemologischen Fragen verknüpft ist. „Kultur und Alltagswelt“ heißt eines ihrer wichtigen Bücher. Das ist programmatisch, denn Kultur und Alltagsleben stellen für Ina-Maria Greverus keinen Gegensatz dar.

Vielfältige Feldforschungen führten sie auf alle Kontinente – Reisen erlebte sie als praktische und theoretische Möglichkeit anthropologischer Arbeits- und Lebenserfahrung zwischen Kreativität und Wissenschaft. So bleibe die persönliche Erfahrung des Fremdseins selbstreflexiv,



selbstreferentiell, dialogisch, schweigsam. Die Spiegelung der eigenen Wirklichkeit als Collage ist für Ina-Maria Greverus ein in der Feldforschung und Textualisierung eingesetzter interpretativer Verfahrensprozess. Collage als Kulturprinzip, denn „Kultur ist das, was dich und mich zum Menschen macht“.



geb. 1936

EILKE BRIGITTE HELM

IM KAMPF GEGEN AIDS

Die Oberärztin Eilke Brigitte Helm betreute 1982 in Frankfurt nicht nur die ersten AIDS-Patienten in Deutschland, sondern sie legte auch den Grundstein für die HIV-Medizin.

Wissenschaftspreise, das Bundesverdienstkreuz, 2003 das Große Bundesverdienstkreuz: Vielfach wurde Eilke Helm für ihre Arbeiten ausgezeichnet, aber im Rampenlicht steht sie nur ungern. Die Ärztin und Wissenschaftlerin hat entscheidend dazu beigetragen, in Deutschland die HIV-Epidemie einzudämmen und AIDS zu bekämpfen. Es ist ihr wichtig zu betonen, dass es die Frankfurter Forschergruppe um den Infektiologen Wolfgang Stille war, die 1967 und 1983 erstmals öffentlich auf die Gefahr zweier gravierender Krankheiten in Deutschland hinwies – das Marburg-Fieber und die Immunschwäche AIDS: Eilke Helm war jedes Mal dabei.

1967 infizierten sich Angestellte eines Marburger Labors an Versuchsaffen aus Uganda. Später erkrankten auch am Frankfurter Paul-Ehrlich-Institut Mitarbeiter an dem bis dahin unbekanntem Erreger. Die damals 31-jährige Eilke Helm wollte helfen und behandelte als einzige Ärztin mit Freiwilligen aus dem Pflegepersonal die Patienten sieben Wochen lang in Quarantäne: „Das war nicht ungefährlich. Sich mit dem Erreger zu infizieren, konnte den Tod binnen weniger Tage bedeuten. Von da an habe ich mich vor nichts mehr gefürchtet.“

Diese Zeit war so prägend, dass die Wissenschaftlerin sich entschied, in der Infektionsmedizin zu bleiben. Nach ihrer Promotion im Jahr 1969 habilitierte sie sich 1976. Im Jahr 1983 wurde sie zur Honorarprofessorin ernannt. Von 1978 bis zum Frühjahr 2001 arbeitete Eilke Helm als Oberärztin mit dem Schwerpunkt Infektionskrankheiten in der Infektiologie des Universitätsklinikums Frankfurt am Main.

1981 hörte Eilke Helm erstmals etwas über AIDS. Damals wurden die wissenschaftlich beschriebenen Fälle aus den

USA veröffentlicht. Helms Kollege und Mentor, Wolfgang Stille, prophezeite, dass das Virus auch nach Deutschland kommen würde. Im Juni 1982 wurde im Universitätsklinikum Frankfurt der erste HIV-Patient aufgenommen, Anfang Juli stellte Eilke Helm den Fall als AIDS in der Klinikkonferenz vor. Noch im selben Jahr legte sie mit ihrem Bericht über zwei Patienten mit einem damals ungeklärten Krankheitsbild die erste deutschsprachige Veröffentlichung über AIDS vor. Von Beginn an dokumentiert die Ärztin kontinuierlich die Krankheitsverläufe und friert Patientenmaterial ein. Damit legt sie den Grundstein für die Frankfurter Kohorte, die bis heute für fast jeden möglichen Infektionsverlauf von AIDS Beispiele gibt. Sie ging in die Kneipen der Homosexuellen, klärte auf und ermutigte, sich testen zu lassen – mit Erfolg: Im Herbst 1984 hatten die Frankfurter Infektiologen bereits mehr als 450 Menschen untersucht.

Gemeinsam mit Hans Reinhard Brodt, dem heutigen Leiter der Frankfurter Infektiologie, veröffentlichte die Expertin 1985 die erste deutschsprachige Stadieneinteilung zu AIDS, die für die systematische Behandlung und für die klinische Forschung von großem Wert war. Doch nicht alle Menschen konnten das Engagement der Ärztin für eine soziale Randgruppe nachvollziehen, einige wandten sich von ihr ab. „Manche wollten nicht einmal mehr mit mir telefonieren, weil sie Angst hatten, sich über das Telefon anzustecken“, erzählt Eilke Helm. Seit ihrer Pensionierung 2003 arbeitet sie in einer Frankfurter HIV-Schwerpunktpraxis. An Rückzug denkt sie nicht: „Manche meiner Patienten begleite ich seit 1983. Und es ist eine Genugtuung zu sehen, dass es ihnen den Umständen entsprechend gut geht.“

geb. 1953

HILLE
HERBER

KLARE POSITION FÜR DIE „SONSTIGEN“ BESCHÄFTIGTEN

„Welche Hochschule wollen wir als Beschäftigte und als Bürgerinnen und Bürger einer demokratischen Gesellschaft?“ Mit dieser Frage setzt sich Hille Herber seit vielen Jahren an der Goethe-Universität Frankfurt am Main auseinander. Dabei gilt ihre Aufmerksamkeit vor allem den Anliegen der administrativ-technischen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter, früher „Sonstige“ genannt, sowie allgemeinen Fragen der Hochschulentwicklung und der gesellschaftlichen Verantwortung von Wissenschaft.



1980 kam sie über eine Arbeitsbeschaffungsmaßnahme an die Universität. Zuvor hatte sie an der Evangelischen Fachhochschule Darmstadt Gemeinwesenarbeit studiert. Noch während des Studiums bekam sie ihr erstes Kind, später das zweite. Mittlerweile alleinerziehend arbeitete sie halbtags in der Bibliothek des Fachbereichs Philosophie, danach in der Fachbereichsbibliothek Religionswissenschaften. 1984 wurde sie fest übernommen.

Hille Herber kennt die Probleme zu niedriger Eingruppierung und mangelnder Anerkennung, mit denen viele Frauen konfrontiert sind, aus eigener Erfahrung. Nachdem sie auf einer niedriger eingestuftem Stelle die Tätigkeiten einer Diplom-Bibliothekarin ausgeübt hatte, bewarb sie sich auf eine solche Position, um entsprechend ihrer tatsächlichen Arbeit bezahlt zu werden. Dies wurde jedoch mit Hinweis auf ihr fehlendes Diplom abgelehnt. „Nur mit Unterstützung des Fachbereichs und aufgrund meiner Ankündigung, notfalls das Arbeitsgericht einzuschalten, erhielt ich die Stelle.“

„Als Alleinerziehende kannte ich die Schwierigkeiten, Beruf und Familie zu vereinbaren, und wollte über die indi-

viduellen Lösungen hinaus etwas an den Strukturen ändern, die diese Probleme verursachen.“ Dem Uni-Frauenrat, erstmals 1993 gewählt, gehörten alle Statusgruppen an, also Professorinnen, Studentinnen, wissenschaftliche sowie „sonstige“ Mitarbeiterinnen. Er war, höchst ungewöhnlich, paritätisch besetzt und sollte über den Frauenförderplan auf mehr Chancengleichheit hinwirken. Bessere Bedingungen für die „typischen Frauenarbeitsplätze“ im Bereich der administrativ-technischen Mitarbeiterinnen, angemessenere Eingruppierung, familienfreundliche Arbeitszeiten gehörten zu den Zielen.

Vernetzung und gegenseitige Unterstützung – für diese Bedürfnisse und Interessen der Kolleginnen etablierte sich der AK „Sonstige“, unterstützt vom Uni-Frauenrat. Der Arbeitskreis gehört zur internen Weiterbildung und bietet ein Forum, um über die Bedingungen „nichtwissenschaftlicher“ (Frauen-) Arbeitsplätze nachzudenken. Er soll die Bedeutung der dort geleisteten Arbeit sichtbar machen und sich für bessere Bezahlung, Anerkennung und Wertschätzung einsetzen.

Über ihr frauenpolitisches und gewerkschaftliches Engagement kam Hille



Herber 2011 in den Senat, der als oberstes Gremium der akademischen Selbstverwaltung über die Entwicklungsplanung der Hochschule entscheidet, die Grundordnung beschließt und das Präsidium wählt. Dass es trotz der eingeschränkten Partizipation der „Sonstigen“, denen nur zwei von 17 Sitzen zustehen, möglich ist, Dinge zu bewegen, zeigt die Verabschiedung der Zivilklausel. Von Hille Herber in die zuständige Senatskommission eingebracht, wurde diese Klausel Teil des

Hochschulentwicklungsplans. Nachdem sich die überwältigende Mehrheit der Studierenden für die Zivilklausel ausgesprochen hatte, wurde sie von Senat, Präsidium und Hochschulrat beschlossen. Darin heißt es unter anderem: „Lehre, Forschung und Studium an der Goethe-Universität dienen zivilen und friedlichen Zwecken (...) sie fühlt sich dabei der Bürgerschaft verpflichtet, Rechenschaft über ihr Handeln abzugeben und ihr gleichzeitig etwas zurückzugeben.“

geb. 1954

KARIN HETTWER

EINSATZ FÜR KOLLEGINNEN

Seit 35 Jahren ist Karin Hettwer als Sekretärin im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität Frankfurt am Main tätig. Sie hat sich im Frauenrat engagiert, und sie setzt sich dafür ein, dass die Arbeit der Sekretärinnen als Teamassistenz anerkannt wird.



Im Fokus des Universitätsalltags stehen Professorinnen und Professoren, wissenschaftliche Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie Studierende. „Damit dieser Alltag funktioniert, braucht es aber insbesondere die Sekretärinnen, die ihn organisieren“, sagt Karin Hettwer. Sie will verdeutlichen, dass sie und ihre Kolleginnen eigenständige Leistungen erbrin-

gen, die mitunter vordergründig nicht wahrnehmbar sind. Nach ihrer Ausbildung bei einem Pharma-Konzern hatte sich Karin Hettwer im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften der Goethe-Universität beworben. „Ich fing 1978 bei einem neu berufenen Professor an und habe mit ihm den Marketing-Lehrstuhl aufgebaut“, berichtet sie. „Man stelle sich vor: kei-

ne PCs, kein Internet, keine Handys!“ Alles, was in Papierform produziert wurde, kam aus ihrer Schreibmaschine: Formulare, Forschungsanträge, Vorlesungsskripte, Publikationen und vieles mehr.

„Außerdem holten sich die Studierenden sowie Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter bei mir alle Informationen ab. Es war ein Kommen und Gehen, das Telefon klingelte dauernd.“ Karin Hettwers Büro war aber nicht nur eine Schaltstelle für Informationen. Hier wurden und werden bis heute auch Kontakte sowie Netzwerke innerhalb und außerhalb des Fachbereichs geknüpft.

Sie interessierte sich schon während ihrer Ausbildung für ihr Arbeitsumfeld und bezog Stellung. An der Universität engagierte sie sich im Fachbereichsrat, in verschiedenen Ausschüssen, im Senat und gewerkschaftlich. Von 2003 bis 2007 gehörte sie dem Frauenrat des Fachbereichs an. Mit ihren Mitstreiterinnen brachte sie den Frauenförderplan auf den Weg, und sie organisierte regelmäßig Weiterbildungsveranstaltungen für ihre Kolleginnen.

Ein weiteres wichtiges Projekt, das sie vorantrieb, war eine Umfrage zur Arbeitssituation im Fachbereich Wirtschaftswissenschaften. Gemeinsam mit Dieter Zapf, Professor für Arbeits- und Organisationspsychologie, konzipierte der Frauenrat mit einer Kommission aus Professoren und wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen einen umfangreichen Fragebogen zu den Arbeitsbedingungen und der Arbeitszufriedenheit. Die frauenspezifischen Aspekte fanden besondere Berücksichtigung.

„Unter anderem wollten wir herausfinden, wie die Zusammenarbeit zwischen den Professoren und unserer Gruppe, den Sekretärinnen, von beiden Seiten bewertet wurde. Und ob die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen ebenso gefördert wurden wie ihre männlichen Kollegen“, erklärt Karin Hettwer. Aus den Umfrageergebnissen erarbeitete sie mit einem wissenschaftlichen Mitarbeiter Handlungsempfehlungen für den Fachbereich.

Inzwischen ist Karin Hettwer in der Abteilung Management und Mikroökonomie tätig und wie viele ihrer Kolleginnen für zwei Professuren zuständig. Hier ist gute Koordination gefragt. Vieles hat sich in den mehr als drei Jahrzehnten ihrer Arbeit verändert, eines aber ist gleich geblieben: „Unsere Tätigkeitsbeschreibungen sind immer noch die alten“, sagt sie.



Dass ihre Arbeit und die ihrer Kolleginnen eher einer Teamasistenz als der Rolle der klassischen Sekretärin entspricht und dass sie auch als solche anerkannt und entlohnt werden sollte, dafür setzt sich Karin Hettwer weiterhin ein; und auch dafür, Arbeitsabläufe und Arbeitsbedingungen zu verbessern.

1907 – 1981

KARIN
HISSINK

SELBSTBEWUSST KONVENTIONEN GEBROCHEN

Die Ethnologin Karin Hissink erwarb auf ihren Forschungsreisen nach Mittel- und Südamerika über 1.000 Gegenstände von indigenen Völkern und brachte sie nach Frankfurt am Main. Als Oberkustodin am Museum für Völkerkunde (heute: Weltkulturen Museum) und Mitarbeiterin am Frobenius-Institut trug sie dazu bei, dass die Ethnologie sich im Nachkriegsdeutschland als eigenständige Disziplin durchsetzte.



„Karin Hissink war in den dreißiger Jahren die erste Frau, die in Berlin Autofuhr – und zwar einen offenen Sportwagen“, erzählt der emeritierte Ethnologieprofessor Klaus Erich Müller, der die Wissenschaftlerin persönlich kennengelernt hat. Auch im Beruf stellte die Ethnologin traditionelle Geschlechterrollen auf den Kopf. Im Vorwort zu ihrem wichtigsten Werk, einer Auswertung ihrer Feldstudie über die Ta-

cana-Indianer, vermerkte das Ehepaar Hahn-Hissink nüchtern: „Die wissenschaftliche Leitung hatte Karin Hissink, die zeichnerische Dokumentation lag in den Händen von Albert Hahn.“ Üblich war die umgekehrte Arbeitsteilung. Das nötige Selbstbewusstsein zum Konventionsbruch soll Karin Hissink schon früh besessen haben. Nach einem vielseitigen geisteswissenschaftlichen Studium erarbeitete sich die Ber-

linerin aus gutem Hause in den 1930er Jahren zielstrebig ihren Platz in der Wissenschaft. Ihre Dissertation in der Altamerikanistik wird 1934 veröffentlicht, im selben Jahr kommt sie nach Frankfurt an das von Leo Frobenius gegründete Institut für Kulturmorphologie, das heutige Frobenius-Institut.

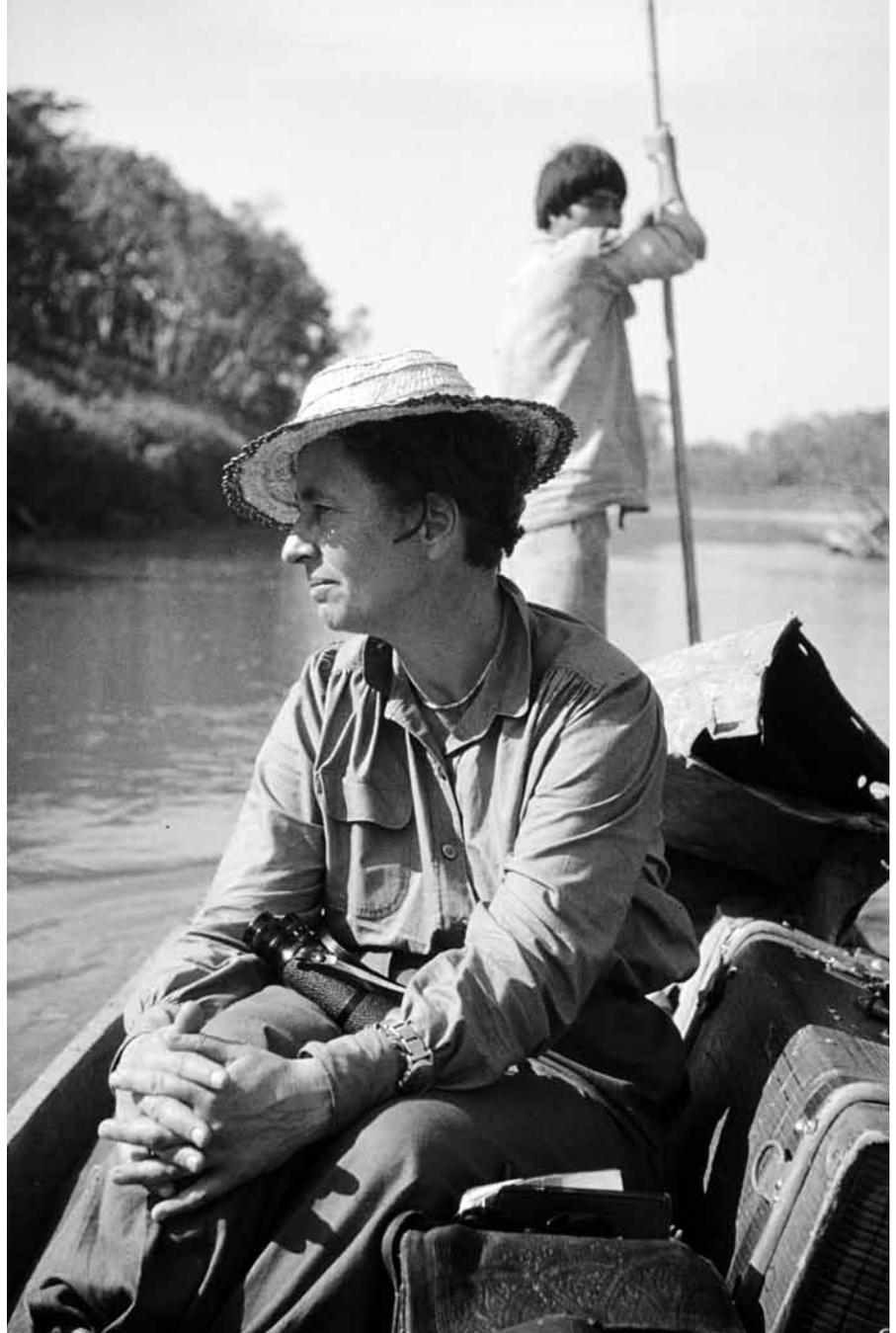
„Der Frauenanteil war zu dieser Zeit in der ethnologischen Forschung wesentlich höher als in anderen Disziplinen“, sagt die Soziologin Marion Keller. Am Cornelia Goethe Centrum untersucht sie im Projekt „Universitätsgeschichte als Sozialtopographie“ die Geschichte von Frauen an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Sie berichtet, dass Karin Hissink mehrere Kolleginnen am Frobenius-Institut hatte, die dort wie sie jahrzehntelang beschäftigt waren. Der Erfolg der Frauen hing damals, als die Ethnologie noch keine etablierte akademische Disziplin war, oft mit ihrem Geldbeutel zusammen: Wer die Mittel aufbrachte, konnte Forschungsreisen in ferne Länder unternehmen.

„Zum NS-Regime scheint sich Karin Hissink ideologisch auf Distanz gehalten zu haben, auch wenn ihr Verhalten – wie bei vielen Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern in dieser Zeit – durch strategische Anpassung

gekennzeichnet war“, sagt Marion Keller. Während des Zweiten Weltkriegs führte Karin Hissink das ethnologische Institut, da Frobenius' Nachfolger zum Kriegsdienst eingezogen worden war. Für die Ethnologin wurde der Krieg zu einer mehrfachen persönlichen Tragödie: Bis auf einige Verwandte verlor sie ihre ganze Familie. Als auch ihr Lebensmittelpunkt, das Gebäude des Frobenius-Instituts, zerstört wurde, verlegte sie das Institut in ihre Wohnung.

Ab 1945 setzte sich die als politisch unbelastet geltende Wissenschaftlerin für den Neuaufbau der bundesdeutschen Ethnologie ein. Sie organisierte Konferenzen und trieb die Etablierung des Fachs an den Universitäten voran. In Paris traf sie sich mehrfach mit Claude Lévi-Strauss, der heute als berühmtester Ethnologe des 20. Jahrhunderts gilt.

Ihre wissenschaftliche Sternstunde erlebte Karin Hissink Anfang der 1950er Jahre. Mit ihrem späteren Ehemann, dem Künstler Albert Hahn, ging sie für zwei Jahre nach Bolivien. Dort lebten sie bei drei indigenen Völkern: den Tacana, den Chama und den Chimane. Karin Hissink zeichnete Geschichten der Ureinwohner auf und kaufte Kultgegenstände, Albert Hahn ergänzte



das ethnografische Material um Skizzen von Menschen und von Motiven der indianischen Kunst. „Die beiden wurden offenbar von ihrer Überzeugung angetrieben, dass die Kulturen der Tacana, Chama und Chimane vom Aussterben bedroht seien“, erklärt Marion Keller. „Sie wollten die Symbole und Geschichten dieser Kulturen bewahren.“ Karin Hissink hielt 395 Mythen der Tacana fest und brachte

über 600 Objekte mit nach Deutschland. Auf ihren späteren Studienreisen, die sie unter anderem nach Mexiko, Guatemala und Alaska führten, sammelte sie Hunderte weitere Artefakte. Ein Großteil davon ist im Weltkulturen Museum zu besichtigen. Ihre ethnografische Arbeit war so ertragreich, dass Albert Hahn noch nach dem Tod seiner Frau 1981 weitere Ergebnisse publizierte.

geb. 1933

GESA IRWAHN

ENGAGIERT FÜR FRAUENRECHTE – KÄMPFERISCH UND MIT HUMOR

„Würden Sie dieser Frau einen Lehrstuhl anbieten?“, steht auf dem Deckblatt des Frauenvorlesungsverzeichnisses von 1995 – darüber ein Bild von Gesa Irwahn, inkognito mit Sonnenbrille. Bis zu ihrer Pensionierung und darüber hinaus setzte sich die Verwaltungsangestellte für die Frauen der Goethe-Universität Frankfurt am Main ein.

Vor allem für die „Sonstigen“ machte sich Gesa Irwahn stark, also für die Sekretärinnen, Bibliothekarinnen, Verwaltungsangestellten, Putzfrauen: all die Frauen, ohne die die Universität nicht funktionieren kann – nur, dass sich dies weder in der Anerkennung noch bei der Bezahlung ausdrückt.

Die gelernte Schneiderin begann 1972 als Schreibkraft in der Gruppe der Präsidialverwaltung, die für Planung und Entwicklung zuständig war. Dort bearbeitete sie Akten, erledigte Schreibarbeiten, war für den Telefondienst verantwortlich und verwaltete die Bibliothek.

Gesa Irwahn engagierte sich früh in der Frauenbewegung, unter anderem im Frankfurter Weiberrat, dessen Arbeit schließlich in den Frauenzentren aufging. Der Weiberrat war eine von vielen Initiativen der damaligen Frauenbewegung und entstand 1968 nach dem Modell des Berliner „Aktionsrats“. Kritisiert wurde in erster Linie die

mangelnde Berücksichtigung der Geschlechterbeziehungen in den gesellschaftlichen Machtstrukturen. Gesa Irwahn war später auch an der Gründung des ersten Frauenzentrums und des ersten Frauenbuchladens in Frankfurt 1973 beteiligt – und so überrascht es wenig, dass sie 1987 die Verwaltungsangestellte der vom Senat bestellten ersten Frauenbeauftragten der Universität, Professorin Gisela Oestreich, wurde.

Angestoßen durch ein Diskussionspapier der hessischen Wissenschaftsministerin Dr. Vera Rüdiger zur Frauenförderung und Förderung weiblichen Personals an hessischen Hochschulen, wurde 1986 an der Goethe-Universität ein Frauenbüro eingerichtet. Im Senat angesiedelt brachte es sich bei Berufungsverfahren ein und betreute die Frauenbeauftragten in den Fachbereichen. Durch den kämpferischen Einsatz von Gesa Irwahn und anderen engagierten Kolleginnen beschloss die

**FRAUEN
VORLESUNGSVERZEICHNIS**

WS 1995/96



Würden Sie dieser Frau einen Lehrstuhl anbieten?

der frauenrat
im
frauenbüro

Universität, eine Kommission für die Erstellung eines Frauenförderplans einzusetzen. Die beteiligten Frauen hatten das Ziel, mit einem Zentralen Frauenrat eine Vertretung zu schaffen, die sich aktiv um die Einhaltung des Frauenförderplans bemühen sollte – dieser Frauenrat wurde im Mai 1993 vom Konvent bestätigt. Erst 1995, nach jahrelang geführten Diskussionen, verabschiedete der Konvent den Frauenförderplan.

Im Juni 1988 legte die Frauenbeauftragte Gisela Oestreich aus Protest gegen die Mängel des Senatsmodells ihr Amt nieder, leitete es aber bis 1991 kommissarisch weiter. Somit blieb die Verwaltungsstelle erhalten und Gesa Irwahn konnte bis zu ihrer Rente 1996 im Frauenbüro arbeiten. Sie unterstützte den zentralen Frauenrat und koordinierte den AK „Sonstige“, der als Forum für die nichtwissenschaftlichen Beschäftigten gegründet worden war. Er sollte eine Infrastruktur zur Sichtbarmachung und Wertschätzung der

Arbeit der „Sonstigen“ bilden, etwa bei der Eingruppierung, in Tarifangelegenheiten und für die Zusammenarbeit mit dem Personalrat. „Anfangs wurde dafür ein wöchentlicher Mittagstammtisch einberufen“, erinnert sich Gesa Irwahn.

Sie zog sich 2011 aus dem bis heute aktiven AK „Sonstige“ zurück. „Die Schwerpunkte haben sich geändert und ich finde für mich keine persönlichen Anknüpfungspunkte mehr“, sagt sie. Jetzt studiert sie an der „Universität des dritten Lebensalters“.

1892 – 1985

EMMY KLIENEBERGER-NOBEL

WISSENSCHAFTLICHE KORREKTHEIT STAND AN ERSTER STELLE

Zunächst fand sich kein Zweitgutachter, zu verwegen war aus damaliger Sicht das Vorhaben. Doch dann wurde die Bakteriologin Emmy Klieneberger-Nobel schließlich doch 1930 habilitiert – als erste Frau an der Goethe-Universität Frankfurt am Main.



Die Mutter von Emmy Klieneberger-Nobel war stets darauf bedacht, dass ihre beiden Töchter eine Ausbildung erhielten – genauso wie ihre beiden Söhne. Mit dieser fortschrittlichen Einstellung legte sie den Grundstock für eine wissenschaftliche Karriere. Denn unbeirrt ging Emmy Klieneberger-Nobel ihren Weg: 1892 als jüngstes Kind jüdischer Eltern in Frankfurt am Main geboren, interessierte sie sich schon als kleines Mädchen für Botanik, sie wurde Lehrerin und studierte später in Göttingen Botanik, Zoologie, Mathematik und Physik. Ab 1914 setzte sie ihr Studium an der neugegründeten Goethe-Universität Frankfurt am Main fort, an der sie 1917 in Botanik promovierte.

Die Arbeit als Oberlehrerin an einer Privatschule in Dresden erfüllte Emmy Klieneberger-Nobel nicht. Sie bewarb sich deshalb unter anderem bei Max Neisser am Städtischen Hygienischen Universitätsinstitut in Frankfurt – mit Erfolg. 1922 trat sie dort eine Stelle als Bakteriologin an. „Man hatte mir ein kleines Laboratorium und ein Schreibzimmer zur Verfügung gestellt. Das Letztere war nett, mit Schreibtisch, Sessel, Bücherschrank und Becken mit

fließendem kalten und warmen Wasser ausgestattet. (...) Ich freute mich von Tag zu Tag von neuem auf's Laboratorium.“

Max Neisser deutete an, dass sie bei ihm möglicherweise habilitieren könne. Bis dahin sollten allerdings acht Jahre vergehen. „Eine Nichtmedizinerin und Frau in der Bakteriologie zu habilitieren, stieß bei den männlichen Kollegen auf Widerstand“, sagt Katja Weiske vom Dr. Senckenbergischen Institut für Geschichte und Ethik der Medizin an der Goethe-Universität. Sie hat über Emmy Klieneberger-Nobel einen wissenschaftlichen Aufsatz geschrieben und sich intensiv mit der Biografie befasst. Obwohl keiner der Frankfurter Forscher Zweitgutachter für die Habilitation sein wollte, gab Max Neisser nicht auf und gewann am Ende einen Heidelberger Kollegen.

Als Emmy Klieneberger-Nobel im September 1933 aufgrund ihrer jüdischen Abstammung die Lehrbefugnis entzogen wurde, gab es für sie nur einen Ausweg, um weiter forschen und leben zu können: die Emigration. „Im Jahre 1932 wurde es uns klar, daß in Deutschland eine düstere und unheimliche Begegnung um sich griff. Der Antisemitismus wuchs. (...) Ich hielt im Hygienischen Institut bis Ende Juni 1933 aus.“ Wenige Monate später reiste die 41-Jährige nach London, wo sie ab 1934 am Lister Institute of Preventive Medicine forschte.

Als exzellente Wissenschaftlerin übernahm sie zu jener Zeit eine Vorreiterrolle: In den Gutachten wurden immer

wieder ihr unglaublicher Fleiß und ihre Genauigkeit betont. „Auf diese Weise hat sie den wissenschaftlichen Gehalt ihrer Arbeiten unanfechtbar gemacht“, sagt Katja Weiske. Und damit sei sie in der Lage gewesen, Forschungsergebnisse angesehener Kollegen zu widerlegen.

Rund 80 wissenschaftliche Publikationen hat die Forscherin im Laufe ihrer Karriere veröffentlicht. Ihren Fokus richtete sie auf die Morphologie und Morphogenese von Bakterien. Sie gilt als Mitentdeckerin der so genannten Mykoplasmen, einer zellwandlosen Bakteriengattung. Dass Mykoplas-



Freunde beschrieben Emmy Klieneberger-Nobel als sanftmütig und freundlich. Ging es jedoch um wissenschaftliche Korrektheit, sei sie sehr energisch gewesen. Am Herzen lag der Frankfurterin schon damals die Idee, sich zu vernetzen. So reiste sie nach Ende des Zweiten Weltkriegs unermüdlich durch Europa, um sich auszutauschen. Noch als 70-Jährige nahm sie an einem Kongress in New York teil.

men sowohl bei Menschen und Tieren als auch Pflanzen Krankheiten verursachen können, wurde zeitgleich mit Klieneberger-Nobels altersbedingtem Rückzug aus der Wissenschaft bekannt. Dadurch gewann ihre Grundlagenforschung über die Bakterien zunehmend an Bedeutung. 1980 erhielt sie für ihr herausragendes Lebenswerk die Robert-Koch-Medaille. Bis zu ihrem Tod lebte Emmy Klieneberger-Nobel in England.

geb. 1970

MARION KLOMFAß

SIE BRINGT JAPAN NACH FRANKFURT

Aus einem studentischen Filmabend machte Marion Klomfaß das größte Japan-Filmfestival der Welt – und jedes Jahr lockt Nippon Connection rund 16.000 Besucher an den Main.

„Das moderne Theater ging mir auf die Nerven. Ich konnte keine nackten, schreienden Menschen mehr sehen“, sagt Marion Klomfaß. Dabei hatte sich die gebürtige Wiesbaderin 1993 gerade wegen des Theaters für ein Studium der Film-, Theater- und Medienwissenschaften an der Goethe-Universität Frankfurt am Main entschieden. Doch schnell entdeckte sie, dass ihre Leidenschaft woanders liegt: beim Exground-Filmfestival. Und so arbeitete sie neben dem Studium für das Exground-Filmfestival in ihrer Heimatstadt. Dort begann sie sich für das japanische Kino zu begeistern: „Ich hatte vorher gar keinen Bezug zu Japan. Die Vorliebe ist erst in dieser Zeit entstanden, als ich im Rahmen des Festivals die Reihe ‚News from Asia‘ ins Leben rief.“

Wenn Marion Klomfaß von den japanischen Filmen spricht, über die sie 2001 auch ihre Magisterarbeit schrieb, gerät sie ins Schwärmen: „Mich reizt daran, dass die Filme nicht der klassischen Dramaturgie folgen. Der Gute ist am Ende auch mal der Böse oder umgedreht.“

Um das auch anderen Studierenden näherzubringen, plante sie gemeinsam mit ihrem Kommilitonen Horst Ziegler 1999 einen studentischen Filmabend. „Japanische Filme mit Untertiteln – wir dachten, da kommt niemand“, erinnert sich die Video-Editorin, die beim Hessischen Rundfunk freiberuflich tätig ist. Am Ende legte genau diese Veranstaltung mit rund 10.000 Besuchern den Grundstein für Nippon Connection. Das Japan-Filmfestival findet mittlerweile jährlich in Frankfurt statt und ist das größte Festival seiner Art weltweit. „Ohne die Goethe-Universität wäre das nicht möglich gewe-

sen“, sagt Marion Klomfaß. „Das Institut für Filmwissenschaften hat uns von Anfang an unterstützt. Von der Technik bis hin zum Entschuldigen von Fehlstunden, wenn die Festivalplanung mal wieder in der Endphase war.“ Die Festivalleiterin arbeitete weiterhin eng mit dem Institut für Filmwissenschaften und der Japanologie zusammen: „Studierende können sogar Credits erhalten, wenn sie uns unterstützen.“

Die Einbindung der Studierenden ist der Festivalleiterin besonders wichtig. Sie möchte ihnen praktische Erfahrungen ermöglichen – so wie sie es selbst während ihres Studiums erlebt hat. Marion Klomfaß erinnert sich deshalb gern an ihre Frankfurter Studienzeit. Sie war jahrelang studentische Hilfskraft und arbeitete nebenher als Filmvorführerin. Mitte der 1990er Jahre ließ sie sich zur Film- und Videoeditorin ausbilden. „Die Dozentinnen und Dozenten sowie die Studienstruktur gaben uns den Freiraum, um unsere Ideen umzusetzen. Das hat mich sehr geprägt.“

Auf diese Weise entstand letztendlich auch Nippon Connection, das aus Frankfurt nicht mehr wegzudenken ist. Mit jährlich 16.000 Besuchern ist es das besucherstärkste Filmfestival Hessens. Dabei wird es von der Leiterin immer noch ehrenamtlich organisiert – zusammen mit rund 50 Helferinnen und Helfern. „Alle helfen mit: vom Erstsemester-Studierenden bis zur Rentnerin. Das macht die besondere Stimmung des Festivals aus. Wenn dann die Besucher jedes Jahr wieder gerne kommen und mir sagen, dass die Filme ihre eigene Art zu sehen verändert haben, dann lohnt sich der Aufwand immer aufs Neue.“



geb. 1975

RENATE LINGOR

DIE MIT DEM BALL ZAUBERT

Ihre Balltechnik hat nicht nur die Fußballwelt begeistert: Renate „Idgie“ Lingor holte mit der Frauen-Nationalmannschaft zweimal den Weltmeistertitel und spielte elf Jahre lang für den 1. FFC Frankfurt.



„Idgie“ – so wird Renate Lingor auch heute noch von Freunden und Bekannten gerufen. Idgie heißt die Hauptdarstellerin in dem Film „Grüne Tomaten“, der Anfang der 1990er Jahre in den Kinos lief. Sie war ein eigensinniges, widerspenstiges Mädchen, das sich von gesellschaftlichen Normen nicht beein-

flussen ließ. Renate Lingors Klassenkameraden entdeckten gewisse Ähnlichkeiten – und aus Renate wurde Idgie. „Ich habe damals schon immer mit den Jungen Fußball gespielt. Das war zu jener Zeit ein seltenes Bild“, erzählt Renate Lingor. Heute sieht die 149-fache Nationalspielerin in Deutschland über-

all Mädchen kicken: „Es ist eine Selbstverständlichkeit geworden, und das ist sehr schön!“

Geboren 1975 in Karlsruhe, fing sie als Sechsjährige an, im Verein Fußball zu spielen. Ihr außerordentliches Talent wurde schnell erkannt – nach zwei Jahren wechselte Renate Lingor in die Nachwuchsabteilung des Karlsruher SC, 1989 begann sie beim SC Klinge Seckach ihre Bundesliga-Karriere. 1997 wechselt sie zum 1. FFC Frankfurt, einem der erfolgreichsten Vereine im deutschen Frauenfußball. „Dort habe ich elf Jahre lang das gemacht, was ich am liebsten tue: Fußball spielen. Die vielen Trainingsstunden empfand ich nie als Belastung – weder in der Schulzeit noch im Studium“, sagt sie. Parallel zu ihrer Fußballkarriere studiert Renate Lingor an der Goethe-Universität Frankfurt am Main Sportwissenschaften. „Mein Freundeskreis abseits vom Fußball war mir immer sehr wichtig. Ich habe im Studium viele interessante Menschen kennengelernt.“ Jahrelang dominierte die Mittelfeldspielerin den nationalen und internationalen Frauenfußball. Siebenmal wurde sie Deutsche Meisterin, dreimal gewann sie den UEFA-Pokal. 1995 trat sie das erste Mal für die Nationalmannschaft an, 2001 und 2005 folgten zwei Europameistertitel. Dreimal holte sie die Olympische Bronzemedaille und 2003 und 2007 gewann sie mit der

Frauen-Nationalmannschaft den WM-Titel. Nach 149 Länderspielen war 2008 Schluss. Eine Karriere, geprägt von großen Erfolgen, die dazu beigetragen haben, dass der Frauenfußball heute international anerkannt ist.

„Bei der WM 2011 in Deutschland war das Eröffnungsspiel in Berlin sogar ausverkauft, das habe ich in meiner aktiven Laufbahn nie erlebt“, sagt Renate Lingor. Einer der wenigen Augenblicke, in denen die damals 34-Jährige für einen Moment gern die Zuschauertribüne mit dem Rasenplatz getauscht hätte. Ansonsten sei ihr der Abschied nicht schwergefallen. „Ich hatte ihn schon ein Jahr vorher bekannt gegeben. So hatte ich ausreichend Zeit, mir Gedanken um die Zukunft zu machen“, sagt sie.

Dass sie nun beim Deutschen Fußball-Bund in Frankfurt ihre Leidenschaft für das runde Leder weiterhin beruflich ausüben kann, empfindet die Sportlerin als großen Glücksgriff. Sie ist für die gesamte Organisation der weiblichen Jugendnationalmannschaften U19 und U 20 verantwortlich und arbeitet Seite an Seite mit ehemaligen Weggenossinnen wie Maren Meinert und Bettina Wiegmann. Renate Lingor tritt inzwischen nur noch selten gegen den Ball und hat sich eine neue sportliche Herausforderung gesucht: das Golfspielen. „Der Platz ist immer noch grün und einen Ball gibt es auch – so viel hat sich also gar nicht geändert.“





1894 – 1973

CHARLOTTE MAHLER

DEUTSCHLANDS ERSTE CHEFÄRZTIN UND KLINIKDIREKTORIN

Charlotte Mahler zeichnete sich nicht nur als exzellente Chirurgin aus, sondern blieb ihren Patientinnen und Patienten auch durch ihre große Zuwendung in Erinnerung. Die Chefärztin – damals die erste überhaupt in Deutschland – hat das Frankfurter Bürgerhospital bis heute geprägt. Sie erhielt die Ehrenplakette der Stadt Frankfurt und das Große Verdienstkreuz.

Zielgerichtet verfolgte Charlotte Mahler ihren Weg in der Medizin: Im Jahr 1914 begann sie ihr Studium in Halle, wo sie dem Chirurgen Victor Schmieden begegnete. Sein medizinisches Können faszinierte die lernbegierige Studentin, umgekehrt erkannte er ihr großes Talent und machte sie im September 1917 zur Assistentin – da war sie erst im 7. Semester. Von da an trainierte sie, mit vier Stunden Schlaf täglich auszukommen, um tagsüber an der Seite von Schmieden im OP zu assistieren und nachts zu studieren. Mit 25 Jahren promovierte Charlotte Mahler, ein Jahr später erhielt sie die Approbation. Danach folgte sie Schmieden nach Frankfurt, der dort inzwischen die Chirurgische Abteilung der Universitätsklinik leitete.

Am Main erwartete sie das Berufsethos jüdischer Ärzte: Für deren menschnahes Praktizieren und psychologisches Feingefühl war Frankfurt zu jener Zeit bekannt. Und genau diese Einstellung beeindruckte die hochbegabte junge Ärztin. Fachlich wandte sich Charlotte Mahler vor allem der Infektionskrankheit Tuberkulose, den Kiefer- und Gaumenspalten und der Bauchchirurgie zu. Besonders gerne war sie auch im „Chirurgischen Kindersaal“ tätig. Ihre sensible und genaue Hand machte sie zu einer Topchirurgin. Von einer Volontärassistentin stieg sie 1929 zur Oberärztin der Abteilung Tuberkulose-Chirurgie auf. Sechs Jahre später wurde sie kommissarische Leiterin der Chirurgischen Universitätsklinik.

Dass sie eine Ausnahmepersönlichkeit war, die durch ihren Willen und ihre Kraft in der Lage war, über sich hinauszuwachsen, zeigte sich vor allem nach Kriegsende 1945: Für ein halbes Jahr verließ sie das Krankenhaus überhaupt nicht mehr und operierte Tag und Nacht. Trotz dieser unglaublichen Arbeitsleistung legte sie im Frühjahr 1946 ihre Habilitation über ihr Spezialgebiet „Behandlungsmethoden von Gesichtsspalten“ vor und lehrte von da an zusätzlich als Professorin an der Goethe-Universität.

Als Charlotte Mahler für die Direktion des Bürgerhospitals ins Gespräch kam, war der Protest ihrer männlichen Kollegen zunächst groß. Da an ihrer Qualifikation aber kein Zweifel bestand, trat sie im März 1947 die Stelle an und war damit die erste Chefärztin und Ärztliche Direktorin Deutschlands. Ihre Kritiker konnte sie mit ihrer Leistung überzeugen. Rund 17 Jahre lang leitete Charlotte Mahler das Krankenhaus. In dieser Zeit stiegen die Belegzahlen so an, dass das Bürgerhospital ausgebaut werden musste. Ihr Stil, sich uneingeschränkt um das Wohl und Wehe der Patienten zu kümmern, gab sie in der hauseigenen Krankenpflegeschule an die Schwestern und Pfleger weiter.

Mit 70 Jahren zog sie sich aus dem Klinikalltag zurück, aus Sorge sie könnte wegen ihres hohen Alters die Patienten verschrecken. Neun Jahre später starb Charlotte Mahler im Bürgerhospital und wurde gegenüber auf dem Frankfurter Hauptfriedhof beerdigt.

geb. 1959

ANGELIKA MARX

ZWISCHEN VORSCHRIFT UND ZUWENDUNG

Bei ihr dreht sich alles um Termine, Noten und Examen: Angelika Marx ist Büroleiterin der Philosophischen Promotionskommission an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihr Alltag ist oft ein Balanceakt zwischen Vorschriften und Anteilnahme.

Jeden Tag kommen andere Studierende bei ihr vorbei, mit neuen Fragen und Anliegen. „Diese vielen Begegnungen sind es, die mir gut gefallen“, sagt Angelika Marx. Sie hat viel Glück mit ihren Jobs gehabt, meint sie, und das fing schon mit dem Ausbildungsplatz an. In der Straßenbahn erfuhr sie damals von einer Bewerbungsrunde bei der Stadt Frankfurt; sie stellte sich vor und wurde angenommen.

Nach der Abschlussprüfung 1981 arbeitete sie beim Referat für Denkmalpflege. 1984 kam sie zur Goethe-Universität, erst ins Dekanat der Geowissenschaften, dann in das der Klassischen Philologie und Kunstwissenschaften. 1988 wurde sie Büroleiterin der Philosophischen Prüfungskommission. Es geht in ihrem Büro um alle Prüfungen in den Geisteswissenschaften und im Fach Sport.

Angefangen hat Angelika Marx mit drei Mitarbeiterinnen und Mitarbeitern. Inzwischen sind es elf, nicht zuletzt auch deshalb, weil durch den Bologna-Prozess die Verwaltungsarbeit gewachsen ist: „Früher hatten wir nur mit Magister-

kandidatinnen und -kandidaten zu tun. Jetzt begleiten wir die Studierenden vom ersten Tag an, verbuchen ihre Leistungen und verschicken Bescheide.“

Aber die Arbeit von Angelika Marx geht darüber hinaus: Denn immer wieder erlebt sie Studierende, bei denen angesichts von Prüfungen und Noten die Nerven blank liegen: „Manchmal hören wir einfach nur zu oder geben Tipps, an wen sich jemand mit seinem Anliegen wenden kann.“ Wenn sie den Eindruck hat, dass eine Studentin oder ein Student erhebliche persönliche Probleme mit sich herumschleppt, weist Angelika Marx auf die Möglichkeit einer psychologischen Beratung hin. „Da müssen wir sensibel vorgehen, denn schließlich möchten wir niemandem zu nahe treten“, sagt sie. „Aber wir wollen auch einen Menschen, der Hilfe braucht, nicht sich selbst überlassen.“

Dabei steht Angelika Marx stets vor der Herausforderung, einerseits Distanz zu wahren, weil es um Prüfungsvorschriften geht, andererseits aber den Menschen im Blick zu behalten. Wenn es Spielräume gibt, hilft die Büroleiterin



gern. Allerdings irritieren sie Entwicklungen, die sie und ihr Team in den vergangenen Jahren beobachtet haben: Die Studierenden sind unselbstständiger geworden. „Es kommen immer mehr junge Menschen zu uns, die nicht so recht wissen, was sie überhaupt bei uns sollen. Außerdem versuchen im-



mer mehr Eltern, die Angelegenheiten ihrer erwachsenen Kinder zu klären.“ Zugenommen hat noch etwas anderes, was Angelika Marx ärgert: Täuschungsversuche. „Gestern wollte jemand eine Fristverlängerung mit der Begründung, dass sein Vater gestorben sei“, berichtet sie. „Früher hätten

wir das akzeptiert, heute verlangen wir einen Totenschein.“ Auch in diesem Fall kam sie einer Lüge auf die Spur. Abstand von solchen Erlebnissen sucht Angelika Marx abends bei einem Glas Äpplewoi und bei Krimis. Die gebürtige Frankfurterin ist zudem Eintracht-Fan, bei Heimspielen geht sie am Wo-

chenende ins Stadion – und montagsmorgens beginnt dann die nächste Runde: mit neuen Prüfungen, Anträgen und Bescheiden. Manchmal auch mit einem Dankeschön von Studierenden, die das Examen hinter sich haben, wie einem selbstgebackenen Kuchen. Jeder Tag ist anders.

geb. 1937

INGEBORG MAUS

SPÄTER RUHM

Ingeborg Maus gilt als eine der wichtigsten deutschen Stimmen in der Demokratietheorie. Dass ihre Werke einmal zum politikwissenschaftlichen Kanon gehören würden, hielt sie vor 30 Jahren kaum für möglich – damals war Ingeborg Maus vorübergehend arbeitslos. Die emeritierte Professorin der Goethe-Universität forschte zeitlebens in Frankfurt.

Fachlich lässt sich Ingeborg Maus nicht in eine Schublade stecken. Schon bevor Interdisziplinarität überall in den Wissenschaften gefordert und gefördert wurde, arbeitete sie an der Grenze zwischen Rechts- und Politikwissenschaft. Ihre Botschaft formulierte sie dafür umso klarer: Demokratisch legitimiert ist nur ein Recht, das ausschließlich auf den diskursiv gebildeten Volkswillen zurückgeht. Immer wieder hat Ingeborg Maus an Staatsgewalten wie dem Bundesverfassungsgericht Kritik geübt, wenn diese sich auf höhere Werte beriefen statt auf das gesetzte Recht. Auch militärische Interventionen lehnt sie aus rechtlichen Gründen ab.

Ingeborg Maus wurde 1937 in Wiesbaden geboren. In der Grundschule fiel ihre Begabung auf. Als sie die Bildungsempfehlung für das Gymnasium bekam, überließen ihre Eltern – beide nicht akademisch gebildet – ihrer Tochter die Entscheidung. Die lehnte ab: „Dort tragen die Mädchen bestimmt alle Taftschleifen im Haar.“ Nach dem Realschulabschluss entschied sich Ingeborg Maus ihren eigenen Vorurteilen zum Trotz doch für das Abitur und ein anschließendes Lehramtsstudium. An der Goethe-Universität Frankfurt am Main studierte sie ab 1958 zunächst sowohl Geistes- als auch Naturwissenschaften, später fokussierte sie sich auf Germanistik, Politikwissenschaft und Philosophie. Ihren Plan, in Germanistik zu promovieren, brachte ein Referat bei Carlo Schmid ins Wanken: Der Staatsrechtler war so begeistert, dass er ihr sofort eine Stelle als Mitarbeiterin anbot. 1971 promovierte sie bei ihm und bei Christian Graf von Krockow mit einer Arbeit über Carl Schmitts Rechtstheorie.

Nach der Habilitation schien Ingeborg Maus' Karriere zusammenzustürzen. Zuvor waren viele männliche Kollegen ohne Habilitation an ihr vorbeigezogen. „Manchmal hatte ich das

Gefühl, dass Stellen bewusst so ausgeschrieben wurden, dass ich durchs Raster fiel“, sagt sie heute. Als Ingeborg Maus 1980 die Venia Legendi bekam, wurden in der Politikwissenschaft massiv Stellen abgebaut. Sie hielt sich mit Vertretungsprofessuren und zeitweise mit Sozialhilfe über Wasser. Doch sie schrieb und publizierte weiter.

Die große Wende erlebte Ingeborg Maus 1987. Nachdem Jürgen Habermas einen ihrer Aufsätze gelesen hatte, holte er die Wissenschaftlerin in seine neugegründete „Arbeitsgruppe Rechtstheorie“. Damit begannen die vier Jahre, die Ingeborg Maus in einem Text zu Habermas' 80. Geburtstag rückblickend als „die besten meines wissenschaftlichen Lebens“ bezeichnet hat. In der interdisziplinären Arbeitsgruppe wird ihr Spagat zwischen Politik- und Rechtswissenschaft, der vorher viele Kollegen irritierte, anerkannt und gefördert. Der offene, kooperative Dialog mit den Gruppenmitgliedern und den internationalen Gästen beflügelt ihre Arbeit.

Als Ergebnis dieser fruchtbaren Forschungsjahre veröffentlichte Ingeborg Maus 1992 das Buch „Zur Aufklärung der Demokratietheorie“. In dem Werk setzt sie sich mit dem demokratietheoretischen Vermächtnis Kants auseinander. Ausgehend von ihrer Kant-Interpretation entwickelt sie eine radikale Demokratietheorie, die auf dem Begriff der Volkssouveränität fußt.

Im selben Jahr folgte endlich, worum Ingeborg Maus viele Jahre gekämpft hatte: eine Vollprofessur – zumal in Frankfurt, wo sie gerne bleiben wollte. 2003 wurde Maus emeritiert, doch zur Ruhe gesetzt hat sie sich nicht. 2011 erschien bei Suhrkamp ihr Buch „Über Volkssouveränität“. Derzeit arbeitet sie an einer Aufsatzsammlung über verfassungsrechtliche Probleme globaler Organisation.





geb. 1947

ZDENKA MIHALJEVICS

„ICH HABE EIN GESICHT“

Zdenka Mihaljevics arbeitet seit zehn Jahren am Campus Bockenheim. Alle kennen und mögen sie. Für das Hochschulpersonal ist sie nicht die Reinigungskraft, sondern Zdenka. Die Angestellten der Goethe-Universität Frankfurt am Main sind „ihre Leute“.

1968 kam die damals 23-jährige Zdenka Mihaljevics nach Frankfurt, ihr Mann hatte dort bereits seit drei Jahren einen Job. Am ersten Tag nach ihrer Ankunft begann sie als Reinigungskraft im Universitätsklinikum. „Es war eine schwierige Zeit für mich. Ich sprach ja noch kein Wort Deutsch“, erinnert sie sich. Wer die gebürtige Kroatin, die sich jedem als Zdenka vorstellt, kennt, weiß, warum das so schwer für sie war. Sie redet gerne und geht offen auf Menschen zu. „Ich nehme nicht einfach meinen Putzwagen und ziehe durch die Gänge. Ich klopfe an jede Tür, sage ‚Hallo, hier bin ich‘, und wenn die Leute Zeit haben, unterhalte ich mich mit ihnen.“

Innerhalb von drei Monaten lernte sie die Sprache: „Ich war sehr neugierig. Wenn ich zum Beispiel ein Glas oder einen Stift in die Hand nahm, habe ich gefragt, wie das auf Deutsch heißt.“ So lebte sie sich auch schnell in Frankfurt ein. Die Stadt bedeutet ihr viel. „Frankfurt ist für mich zur zweiten Heimat geworden. Seit über 40 Jahren wohne ich hier, und meine fünf Kinder und Enkelkinder sind hier geboren. Eins meiner Kinder studiert Marketing an der Goethe-Universität.“ Dennoch hat sie enge Bande in ihre Heimat: Jede

Woche telefoniert sie mit ihrer Mutter, und der jährliche Urlaub in Kroatien ist selbstverständlich.

Erst nach der Geburt ihres vierten Kindes 1980 legte sie eine Arbeitspause ein. „Ich habe immer geputzt. Dafür schäme ich mich nicht. Es ist die beste Arbeit. Ich kenne mich aus und niemand redet mir rein.“

Bei ihrer Arbeit an der Goethe-Universität, die sie 2003 aufnahm, lernte sie die Hochschule aus einer ganz eigenen Perspektive kennen: Vor allem ist es die Alltagsatmosphäre, die sie bei ihrer Tätigkeit wahrnimmt. Jahrelang putzte sie in den Räumen der Studienberatung – da gab sie schon mal dem einen oder anderen Studierenden einen Tipp, wer sich für die Beratung besonders viel Zeit nimmt.

Die Universität ist für Zdenka Mihaljevics fast wie eine zweite Familie: „Ich bin zwar eine Reinigungskraft, aber wenn gefeiert wird, bin ich eingeladen. Alle freuen sich, wenn ich komme.“ Bei Beschwerden über Reinigungsarbeiten greift ihre Chefin gerne auf Zdenka Mihaljevics' verbindliche Art zurück. „Danach gibt es keine Probleme mehr“, sagt die Kroatin und lacht.

Ihre Herzlichkeit bringt ihr viel Anerkennung. Dafür muss sie sich nicht verstellen,



len, sondern es entspricht ihrer Natur. „Als ich eine Kollegin für einige Wochen in der Bibliothek vertrat, habe ich mich allen vorgestellt. Ich bin nicht nur die Frau, die für saubere Räume sorgt. Ich habe ein Gesicht.“

Mittlerweile wird der Campus Bockenheim immer leerer. Aufgrund der bevorstehenden Schließung ziehen viele Büros auf den Campus Westend. Für Zdenka Mihaljevics geht eine Zeit zu Ende und das findet sie schade: „Meine Leute sind alle weg“, sagt sie wehmütig. Nach der Schließung möchte sie gerne im Westend arbeiten, „dann sehe ich alle wieder“.

1917 – 2012

MARGARETE MITSCHERLICH

UNKONVENTIONELLE VORDENKERIN

Sie brachte die Psychoanalyse zurück nach Deutschland und gestaltete die Ausbildung ihres Berufsstandes. Mit ihren scharfsinnigen Beiträgen prägte sie die Studenten- und die Frauenbewegung mit. Das kollektive Verdrängen der Nazi-Vergangenheit machte sie zum Thema: Margarete Mitscherlich wirkte über viele Jahrzehnte in Frankfurt und weit darüber hinaus.

Schon früh entwickelte sie zwei Eigenschaften, die für ihre spätere Arbeit entscheidend waren: Selbst- und Fremdbeobachtung. Der Vater, Arzt und überzeugter Däne, die Mutter, emanzipierte Lehrerin und Deutschnationale – „auf diese Situation, nämlich unentwegt mit zwei oft kontroversen Arten zu denken, zu fühlen und zu urteilen, konfrontiert zu sein, lässt sich, so meine ich, auch zurückführen, dass ich Psychoanalytikerin wurde“, schrieb Margarete Mitscherlich über ihre Kindheit im dänischen Gravenstein.

Erwachsen ist daraus eine lebenslange Neugier auf Menschen und „Einfühlung“. Beides verlieh ihren intellektuell vielseitigen Beziehungen hohe Qualität und Intensität, was nicht bedeutet, dass Kritik und Konflikt fehlten. Die temperamentvolle Psychoanalytikerin war ein freier Geist, direkt und unkonventionell. Sie vertrat ihren Standpunkt mit Entschiedenheit: „Bis zum letzten Tag seines Lebens steht man (...) immer wieder vor neuen Konflikten und Herausforderungen. Das macht lebendig.“

Als Abiturientin in Flensburg wurde sie mit dem Nazi-Regime konfrontiert. Toleranz und Recht – Werte, die im Elternhaus zählten – wurden mit Füßen getreten. Diesen Verlust eigener Ideale erlebte sie traumatisch: „Wirklich politisiert wurde ich erst durch Hitler.“ Die Frage „Habe ich genug gegen die Nazis getan?“ trieb sie schließlich an, eine neue Perspektive in die Aufarbeitung dieser Zeit einzubringen.

Als das gemeinsame Buch von Margarete und Alexander Mitscherlich „Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens“ 1967 erschien und eine bis heute währende Debatte über die Deutschen und ihr Verhältnis zu Hitler in Gang brachte, hatte die Psychoanalytikerin bewegte Jahre hinter sich: Nach dem Medizinstudium in München und Heidelberg arbeitete sie als Ärztin in der Schweiz. Dort lernte sie den verheirateten Arzt und Psychoanalytiker Alexander Mitscher-

lich kennen. Sie wurden ein Paar. Ihren gemeinsamen Sohn betreute Margarete Mitscherlich allein, bis er für einige Jahre bei der Großmutter in Dänemark lebte. In dieser Zeit ließ sich die inzwischen promovierte Medizinerin von vormals im Exil lebenden Londoner Psychoanalytikern ausbilden – und mit diesem Wissen verankerte sie die Psychoanalyse in Deutschland neu.

1960 war sie Mitbegründerin des Sigmund-Freud-Instituts in Frankfurt, das ihr Mann leitete. Neben der Arbeit dort führte sie bis zu ihrem Tod eine psychoanalytische Praxis. Außerdem gab sie die Zeitschrift „Psyche“ heraus. „Sie agierte in einem weitreichenden Beziehungsnetz, in das auch die Goethe-Universität eingebunden war“, berichtet die emeritierte Frankfurter Soziologieprofessorin Karola Brede. Sie arbeitete mit Margarete Mitscherlich fast 50 Jahre zusammen und veröffentlichte posthum ein Buch mit Beiträgen der großen Psychoanalytikerin.

Margarete Mitscherlich erweiterte die klassische Analyse individueller Konflikte um politische und gesellschaftliche Themen. So beschreiben die berühmten Zeitanalysen, besonders das Buch „Die Unfähigkeit zu trauern“, wie Idealisierung und Selbstüberhöhung das Naziregime trugen, dann in Hass und Selbsthass umschlugen und bis heute verdrängt weiterwirken. Auch die Geschlechterfrage beleuchtete Margarete Mitscherlich psychoanalytisch. 1977 bekannte sie sich offen zum Feminismus, 1985 folgte das wegweisende Buch „Die friedfertige Frau“. „Sie hat sich vorbehaltlos für Frauenrechte eingesetzt, ohne sich dem Meinungsdictat eines zu Einseitigkeit neigenden politisierten Feminismus unterzuordnen“, sagt Karola Brede.

Bis zu ihrem Tod mit fast 95 Jahren blieb Margarete Mitscherlich ihren beiden Perspektiven – Selbst- und Fremdbeobachtung – treu und brachte diese in aktuelle Diskussionen ein.





1905 – 1977

RUTH MOUFANG

ALS ERSTE AUF DEM LEHRSTUHL FÜR MATHEMATIK

Wissenschaftliche Meriten hatte sie sich schon früh verdient: 1936 war Ruth Moufang die dritte Frau in Deutschland, die sich in Mathematik habilitierte, 1957 wurde sie die erste Lehrstuhlinhaberin im Fach Mathematik – an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Von der Diskriminierung als Frau, die ihr mit der Verweigerung der Lehrerlaubnis unter den Nationalsozialisten entgegengeschlagen war, hat sie sich nie erholt.

Die berufliche Laufbahn von Ruth Moufang begann hoffnungsvoll. Ihr Mathematiklehrer am Realgymnasium in Bad Kreuznach hatte ihre Begabung erkannt. Gemeinsam mit ihm publizierte sie kurz nach dem Abitur, 1925, ihren ersten Fachartikel. Im selben Jahr schrieb sie sich für Mathematik und Physik an der Goethe-Universität ein.

Am mathematischen Seminar war sie damals vermutlich nicht die einzige junge Studentin, aber dass Ruth Moufang eine wissenschaftliche Karriere im Fach Mathematik verfolgte, das war einzigartig. 1929 legte sie noch das Staatsexamen ab – Absolventinnen waren für den Beruf der Lehrerin vorgesehen –, aber schon im Jahr darauf promovierte sie bei Max Dehn, Mathematiker mit internationaler Reputation. In seinem Gutachten zeigte er sich beeindruckt von ihrer Arbeit: „Sie beweist große Reife (...), hervorragende technische Gewandtheit und Kraft, durch die die Verfasserin durchaus selbständig zu Resultaten gelangt ist, die eine wesentliche Bereicherung unserer geometrischen Einsicht darstellen.“

Nach Lehraufträgen in Marburg und Königsberg kehrte Ruth Moufang 1933 an die Goethe-Universität zurück. Doch es herrschte nicht mehr das kollegiale Klima, das sie zuvor erlebt hatte. Ihr Förderer Max Dehn und weitere Kollegen wurden von den Nationalsozialisten als Juden verfolgt und mussten fliehen. Ruth Moufang habilitierte sich dennoch 1936, musste aber kurz darauf die Universität verlassen. Das Ministerium hatte ihr trotz der Fürsprache des Rektors die Lehrerlaubnis verweigert mit der Begründung, als „weibliche Dozentin“ fehlten ihr „erzieherische und Führereigenschaften“. Schon

1934 hatten die Nationalsozialisten neue Bedingungen für die Lehrerlaubnis formuliert, um Kontrolle auszuüben. Neben einer öffentlichen Lehrprobe und einem Gutachten der NS-Dozentschaft war die Teilnahme an einem Geländesportlager verpflichtend.

Ruth Moufang hatte keine Wahl. Sie ging als wissenschaftliche Angestellte zur Firma Krupp nach Essen. Zu diesem Zeitpunkt hatte sie als Mathematikerin bereits Beachtliches geleistet. Mehrere geometrische Strukturen, die sie geometrisch und algebraisch charakterisiert hatte, wurden nach ihr benannt. Nach Kriegsende trug sie wesentlich zum Wiederaufbau des Seminars für Mathematik an der Goethe-Universität bei. Dabei bewältigte sie ein enormes Lehrpensum und begleitete erfolgreiche Dissertationen. Finanziell waren die Nachkriegsjahre eine Durststrecke, zumal Ruth Moufang auch für ihre Schwester und ihre Mutter sorgen musste. Das änderte sich erst 1957 mit einer ordentlichen Professur. An ihre Forschungsleistungen der 1930er Jahre konnte die Wissenschaftlerin jedoch nie wieder anschließen.

Die Freude über die späte Anerkennung als erste Lehrstuhlinhaberin für Mathematik in Deutschland muss für Ruth Moufang einen bitteren Beigeschmack gehabt haben: Noch bei ihrer Emeritierung 1970 zitierte sie aus dem Ablehnungsschreiben, das sie vor über 30 Jahren erhalten hatte. „Man kann nur spekulieren, zu welchen Leistungen sie bei fortgesetzter Tätigkeit an der Universität fähig gewesen wäre“, schreibt die Oldenburger Mathematikprofessorin Irene Pieper-Seier, ohne deren Arbeiten die Erinnerung an diese Pionierin längst verblasst wäre.

geb. 1942

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD

DIE TOP- GENFORSCHERIN

Als erste deutsche Wissenschaftlerin erhielt Christiane Nüsslein-Volhard 1995 den Nobelpreis für Medizin oder Physiologie. Die Biologin ist weltweit bekannt für ihre Forschungen über die genetische Steuerung der Embryonalentwicklung.

Geboren wurde Christiane Nüsslein-Volhard 1942 in Magdeburg, aufgewachsen ist sie mit drei Schwestern und einem Bruder in Sachsenhausen. Schon als Kind interessierte sie sich für Tiere und Pflanzen. „Der Biologie-Unterricht an der Schiller-Schule, damals noch ein reines Mädchengymnasium, war besonders gut“, erinnert sich die heutige Direktorin am Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie in Tübingen. Damals habe ihre Mutter ihr etliche Tierbücher geschenkt, die sie begeistert gelesen habe. Als Zwölfjährige wusste Christiane Nüsslein-Volhard bereits, was sie einmal werden wollte: Naturforscherin. „Dieses Ziel habe ich ohne Umwege erreicht“, resümiert die Entwicklungsbiologin.

1962 immatrikulierte sie sich an der Goethe-Universität für ein Biologie-, Physik- und Chemiestudium. Zwei Jahre später wechselte sie nach Tübingen, machte 1968 ihr Diplom im neugegründeten Fach Biochemie und promovierte in Genetik. Mit einem Forschungsstipendium der Europäischen Molekularbiologie-Organisation EMBO

arbeitete sie am Biozentrum Basel, 1977 ging sie als Stipendiatin der Deutschen Forschungsgemeinschaft (DFG) an die Universität Freiburg. Von 1978 bis 1980 leitete sie eine Forschungsgruppe am Europäischen Molekularbiologischen Laboratorium EMBL in Heidelberg. Seit 1985 ist Christiane Nüsslein-Volhard Direktorin am Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie in Tübingen.

In ihrer Forschung verband sie genetische mit entwicklungsbiologischen Fragen. Sie wollte wissen, wie aus einer befruchteten Eizelle ein komplexer Organismus entsteht. Für ihre Entdeckungen von Genen, die die Entwicklung von Tier und Mensch steuern, hat die Wissenschaftlerin zahlreiche Auszeichnungen und Preise bekommen – darunter 1986 den Gottfried-Wilhelm-Leibniz-Preis der DFG und 1991 den Albert Lasker Medical Research Award als höchste wissenschaftliche Ehrung der USA. Im Jahr 1995 erhielt Christiane Nüsslein-Volhard gemeinsam mit Eric Wieschaus und Edward Lewis den Nobelpreis für Medizin.



Das Nobelpreiskomitee würdigte die grundlegenden Erkenntnisse der Forscherin und der beiden Forscher über die genetischen Steuerungsmechanismen bei der Tauflye *Drosophila*. Die Arbeiten waren zudem wegweisend für das Verständnis der Embryonalentwicklung von Wirbeltieren. „Auszeich-



nungen sind allerdings oft weniger wichtig, als man denkt. Bedeutender sind Anerkennung und Respekt von Kolleginnen und Kollegen“, betont die Nobelpreisträgerin.

Am Herzen liegt ihr die Förderung junger begabter Wissenschaftlerinnen mit Kindern: „Wissenschaft braucht

Zeit, und zwar möglichst ununterbrochen und unbegrenzt. Deshalb habe ich 2004 die CNV-Stiftung gegründet, um junge Forscherinnen mit Kindern finanziell zu unterstützen, sodass sie Zeit für Hausarbeit einsparen und mehr Zeit im Labor verbringen können“, sagt sie. Neben der Wissenschaft spielt Musik

eine bedeutende Rolle in ihrem Leben: „Ich genieße es, Gefühle in der Musik auszudrücken, am liebsten gemeinsam mit anderen“, sagt Christiane Nüsslein-Volhard. Sie spielt Querflöte und singt gerne Lieder von Schubert, Brahms und Schumann – auch vor geladenen Gästen.



1937 – 1991

ELSBET ORTH

„SIE SAH IN DER TAT DIE DINGE, WIE SIE SIND“

Präzise Archivarbeit und eine klare Sprache zeichneten die Frankfurter Mediävistin Elsbet Orth aus. Ihre Forschungen zur mittelalterlichen Geschichte Frankfurts und der Region haben das Wissen über die Vergangenheit der Mainmetropole wesentlich erweitert.

Buchführung und Rechnungen von Regierungsämtern aus dem 14. und 15. Jahrhundert riechen für den Laien nach Staub. Nicht für Elsbet Orth. Egal wie trocken und spröde solche Überlieferungen anderen scheinen, die Mittelalter-Spezialistin erkannte in ihnen vielfältiges Leben. Mit Sorgfalt legte sie dieses Leben frei, brachte die Quellen zum Sprudeln und schöpfte aus ihnen inspirierende Bilder über den Alltag vergangener Zeiten – ein außergewöhnliches „Kabinettstück“ mit „unverwechselbarem Eigenprofil“ urteilt der Frankfurter Mediävist Heribert Müller in seinem Nachruf auf die geschätzte Kollegin.

„Elsbet Orth sah in der Tat die Dinge, wie sie sind“, erzählt Heribert Müller, das heißt möglichst sachlich und entlang nachweisbarer Befunde – eine Eigenschaft, die sie zur Historikerin prädestinierte. Nach ihrem Studium der Geschichte, Politischen Wissenschaften und Germanistik an der Goethe-Universität Frankfurt am Main entfaltete die gebürtige Darmstädterin ein besonderes Interesse für Stadt- und Regionalgeschichte.

1971 verlieh ihr die Goethe-Universität für ihre Arbeit über „Die Fehden der Reichsstadt Frankfurt am Main im Spätmittelalter“ den Dokortitel. Von da an lehrte und forschte Elsbet Orth an ihrer Alma Mater. Als Akademische Oberrätin am Historischen Seminar prägte sie mit ihrem Mittelalter-Proseminar Generationen von Geschichtsstudentinnen und -studenten und leitete geschickt die Geschäfte des Historischen Seminars. Wer sich vor ihr bewährte, der besaß eine gute Chance, einen der begehrten Posten als wissenschaftliche Hilfskraft zu bekommen. Sie prägte diesen Ort 20 Jahre lang „mit ihrer Kompetenz und viel Engagement“, betont Heribert Müller.

Die Stadt- und Regionalhistorikerin faszinierte das in zeremonielle Formen gegossene gesellschaftliche Leben. Ob Auseinandersetzungen wie mittelalterliche Fehden oder Feste und Rittererhebungen am Hof: Nach welchem Muster liefen sie ab? Welchen Zweck hatten die Abläufe und Zeremonien? Am

Frankfurter Beispiel fragte Elsbet Orth immer wieder nach der Funktion solcher spätmittelalterlichen Institutionen und unterzog sie einer genauen und realistischen Analyse – auf der Grundlage von handschriftlichem Material aus dem Frankfurter Stadtarchiv, das sie teilweise als Erste sichtete. Die Bedeutung ihrer Forschungsperspektive gehe dabei weit über den Blick auf Stadt und Region hinaus, unterstreicht Heribert Müller: „Vielmehr verstand sie es, ihre Themen in die Zusammenhänge der allgemeinen Reichsgeschichte zu stellen.“ Mitte der 1980er Jahre arbeitete Elsbet Orth daher auch am Langzeitforschungsprojekt „Die deutschen Königspfalzen“ mit, das damals vom Göttinger Max-Planck-Institut für Geschichte getragen wurde.

„In all ihren Arbeiten bestechen die Klarheit, die Präzision, die scheinbare Einfachheit ihrer Ausführungen“, sagt Heribert Müller. Sie habe die Dinge stets präzise auf den Punkt, auf den Begriff gebracht. Das mag an einem zweiten Beruf liegen, den Elsbet Orth noch vor ihren Studien erlernt hatte: 1957 ließ sie sich zur Tontechnikerin ausbilden und arbeitete von 1958 bis 1965 beim Hessischen Rundfunk. Erst mit 28 Jahren ging sie an die Universität. Die handwerkliche Gründlichkeit ihrer technischen Ausbildung hat sie mitgenommen.

„Die lebensfrohe Frau ist im Archiv nicht verloren gegangen“, erzählt Wilfried Forstmann, ehemaliger Akademischer Oberarzt am Historischen Seminar. Regelmäßig aßen er und Elsbet Orth außerhalb des Ungebäudes gemeinsam zu Mittag. „Sie mochte gelegentlichen Abstand zur Universität“, sagt der Wegbegleiter – und sie nutzte die Distanz: Noch als engagierte Wissenschaftlerin hielt sie den Kontakt zum Hörfunk und unterstützte die Kulturredaktion des Hessischen Rundfunks regelmäßig und bis zu ihrem Tod als Autorin für lebendige Sendereihen über Geschichte. Auch hier traf sie den richtigen Ton, weiß Heribert Müller: „Qualitätsvoll und publikumswirksam“ waren ihre Beiträge und von großem Wert für die Vermittlung von Wissenschaft in die Öffentlichkeit.

1927 – 1994

HELGE PROSS

PIONIERIN DER GESCHLECHTERFORSCHUNG

Die Soziologin Helge Pross untersuchte in den 1960er und 1970er Jahren erstmals die gesellschaftliche Situation von Frauen in der Bundesrepublik in repräsentativen Studien. Von 1954 bis 1965 wirkte sie am Institut für Sozialforschung der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Alles begann 1969 mit einem kleinen, grünen Heftchen, kaum mehr als hundert Seiten lang: „Über die Bildungschancen von Mädchen in der Bundesrepublik“ steht auf dem Titel. Die Autorin, Helge Pross, kannte man aus Rundfunk und Zeitungen. Doch was sie in ihrer ersten frauensoziologischen Veröffentlichung schrieb, war unerhört: dass Frauen sozialisationsbedingt selten technische Berufe ergreifen, dass „Töchter der Unterschicht“ besonders schlechte Bildungschancen haben, dass Frauen mit Karriere und Kindern einer Doppelbelastung ausgesetzt sind.

Helge Pross wurde 1927 in eine gut situierte Düsseldorfer Familie geboren. Ihr Vater, ein Manager in der Stahlindustrie, befürwortete eine akademische Ausbildung seiner Tochter, weil er befürchtete, dass sie nach dem Krieg keinen Ehemann finden und darauf angewiesen sein würde, sich selbst zu versorgen. „Ich habe Jahrzehnte gebraucht, um meinen Glauben an die apriorische Überlegenheit des anderen Geschlechts loszuwerden“, schrieb Helge Pross später.

In Heidelberg immatrikulierte sich die wissbegierige junge Frau 1946 für Soziologie, Geschichte, Staatslehre und deutsche Literaturgeschichte, obwohl sie eigentlich Journalistik studieren wollte. Journalistin wurde Helge Pross trotzdem: In den 1970er Jahren – da war sie bereits Professorin – schrieb sie unter anderem eine eigene Kolumne in der Frauenzeitschrift „Brigitte“. Nach der Promotion lernte Helge Pross bei einem prägenden USA-Aufenthalt – „Die bloße Tatsache, dass es in Amerika Professorinnen gab, hat mich überwältigt“ – den Staatsrechtler Franz Leopold Neumann kennen, durch dessen Kontakte sie 1954 zu Theodor W. Adorno und Max Horkheimer nach Frankfurt kam.

Unter den Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftlern am Frankfurter Institut für Sozialforschung war Helge Pross da-

mals eine Ausnahmeerscheinung: Sie arbeitete empirisch statt theoretisch, sie wollte gesellschaftliche Reformen anstoßen statt im Negativen der Kritik zu verharren – und sie war eine Frau. „Sie wollte bewusst auch andere Frauen fördern“, sagt ihre frühere Doktorandin Sigrid Metz-Göckel, heute emeritierte Professorin der Technischen Universität Dortmund. „Für viele von uns war sie in der Wüste der Männer-Riege das weibliche Vorbild.“ Fast jedes Semester bot sie eine Veranstaltung speziell zu Frauenfragen an, über die Hälfte der Teilnehmenden ihres Kolloquiums war weiblich.

1965 erhielt Helge Pross einen Ruf auf den Lehrstuhl für Soziologie an der Justus-Liebig-Universität Gießen. Neben dem Bericht über die Bildungschancen von Frauen veröffentlichte sie in der Gießener Zeit weitere politisch brisante Werke über Abtreibung, Hausfrauen, Familie – und Männer. „Helge Pross forderte eine Frauenforschung, die Frauen und Männer gleichermaßen in den Blick nimmt“, sagt die Erziehungswissenschaftlerin Evelyn Tegeler, die über die Wissenschaftlerin promoviert hat.

Doch für Helge Pross waren ihre produktivsten Jahre auch die schwierigsten. „Sie hatte in Gießen mit vielen Anfeindungen zu kämpfen, besonders von ihren männlichen Kollegen“, erzählt Sigrid Metz-Göckel. 1976 wechselte die Soziologin deshalb an die Universität Siegen, wo sie sich wieder verstärkt Themen zuwandte, die sie schon an der Goethe-Universität neben der Geschlechterforschung bearbeitet hatte: Unternehmertum, Demokratie, Pluralismus.

1984 erlag Helge Pross im Alter von nur 57 Jahren einem Krebsleiden. Die Universität Siegen gedenkt ihrer großen Wissenschaftlerin seit 1994 mit dem Helge-Pross-Preis. Er wird alle drei Jahre für herausragende Leistungen in der Geschlechter- und Familienforschung vergeben.



geb. 1941

BRITA RANG

WEIBLICHE BILDUNGSWEGE IM FOKUS

Mit Kolleginnen gründete Brita Rang das „Cornelia Goethe Centrum“. Außerdem wirkte die Historische Bildungsforscherin als Vizepräsidentin der Goethe-Universität Frankfurt am Main an der Planung des Campus Westend mit.

Sie waren abends oft gemeinsam unterwegs: die Professorinnen Brita Rang, Ute Gerhard, Susanne Opfermann und Heide Schlüpmann. „Wir haben besonders gut zusammengearbeitet und fühlten uns sehr lebendig“, erinnert sich Brita Rang. Die Wissenschaftlerinnen diskutierten über gemeinsame Themen. Die Idee für ein interdisziplinäres „Zentrum für Frauenstudien und die Erforschung der Geschlechterverhältnisse“



haben die vier Gründungsdirektorinnen 1997 umgesetzt. Später warben sie bei der Deutschen Forschungsgemeinschaft Mittel für ein großes interdisziplinäres Graduiertenkolleg zum Thema „Öffentlichkeiten und Geschlechterverhältnisse“ ein, das mit Hilfe von EU-Mitteln auch ein internationales Kolleg wurde.

Über das Leben von Frauen hat Brita Rang schon früh nachgedacht, ausgehend von der eigenen Familie. Ihre Mutter hatte das Studium in den 1930er Jahren nach ihrer Heirat

abgebrochen; die Tochter wollte es anders machen. Sie studierte in den 1960er Jahren in Frankfurt und Berlin, heiratete früh, bekam zwei Kinder – und studierte weiter: Romanistik und Geschichte für das Lehramt, weil sie glaubte, als Lehrerin Familie und Beruf am besten vereinbaren zu können.

„Aber mehr und mehr dachte ich, dass man es auch anderes machen könnte, und das andere hieß für mich: Wissenschaft“, erinnert sie sich. So absolvierte sie ein zweites Examen in Erziehungswissenschaften, promovierte und arbeitete als Assistentin an der Pädagogischen Hochschule in Berlin sowie als Lehrbeauftragte an einer Reihe von Universitäten im In- und Ausland.

Anfang der 1980er Jahre wechselte Brita Rang in die Niederlande. Sie übernahm eine Vertretungsprofessur in Amsterdam und wurde dann Associate Professor – zunächst in Nijmegen, dann in Utrecht – mit dem Schwerpunkt historische Bildungs- und Kindheitsforschung. Das Jahr 1993 verbrachte sie im kalifornischen Berkeley als Fellow am interdisziplinären Center for Studies in Higher Education. „Ich wurde eingeladen, weil ich mich intensiv mit Frauen und Wissenschaft vor allem im 17. Jahrhundert beschäftigt hatte. Mit einer Zeit also, in der die heutigen Wissenschaften ‚entstanden‘ und die Forderung nach der Gleichberechtigung von Frauen und Männern eine Rolle zu spielen begann“, sagt Brita Rang.

Im Anschluss an die Zeit in den USA kehrte sie an die Universität Utrecht zurück. Als ihre Mutter pflegebedürftig wurde, pendelte sie zwischen Bonn und Utrecht und ab 1996 zwischen Bonn und Frankfurt, nachdem sie eine Professur am Fachbereich Erziehungswissenschaften der Goethe-Universität erhalten hatte. Im Jahr 2002 wurde sie zur Vizepräsidentin der Hochschule berufen und bestimmte bis 2005 deren Geschicke mit.

Die zentrale Herausforderung jener Zeit war die Planung des Campus Westend. „Wir wollten das ehemalige IG-Farben-Gelände nicht nur für die Geisteswissenschaften nutzen, wie



ursprünglich vorgesehen, sondern einen ganzen Campus aufbauen, auf dem auch die Rechts-, die Wirtschafts- und die Sozialwissenschaften, aber auch eine Campus-Kita einen Platz hatten“, sagt Brita Rang.

Dazu gehörte nicht nur, den alten Campus Bockenheim aufzugeben sowie den neuen zu planen und zu finanzieren. Es ging insbesondere auch darum, auf dem Gelände mit dem IG-Farben-Haus, das durch den Chemiekonzern eng mit den nati-

onalsozialistischen Machthabern verbunden gewesen war und seit 1952 von den US-amerikanischen Streitkräften genutzt wurde, einen geschichtsbewussten und zugleich modernen Campus zu errichten. Die Forscherin ist stolz auf das, was sie gemeinsam mit dem damaligen Universitätspräsidenten Rudolf Steinberg angestoßen hat: „Es ist ein Campus entstanden, der in der deutschen Universitätslandschaft außergewöhnlich ist.“

geb. 1951

HEIDEMARIE RENK

POLITISCH AN DER SPITZE

Sie wollte die Welt verändern: Die damalige Soziologie- und spätere Jurastudentin Heidemarie Renk war in der linken Frankfurter Sponti-Bewegung aktiv und gehörte 1976 dem Frauen-AStA der Goethe-Universität Frankfurt am Main an.

Das Studium in den 1970er Jahren war für sie eine spannende, aufregende Zeit: politische Arbeit, Diskussionen, Demonstrationen, Wohngemeinschaften, Alternativprojekte – und sie war mittendrin. „Wir sprachen damals davon, eine Revolution anstoßen zu wollen“, sagt Heidemarie Renk. „Rückblickend ist das Wort natürlich zu groß. Aber wir wollten etwas bewegen, und das ist uns, gerade in Bezug auf emanzipatorische Veränderungen im Alltagsleben, letztlich auch durchaus gelungen.“

Schon vor dem Studienbeginn 1975 hatte die gebürtige Pforzheimerin sich politisch engagiert: „Bereits als Schülerin hatte ich an einer Demonstration gegen die Notstandsgesetze teilgenommen. Auch war die Frage an die Eltern, wie es zum Faschismus kommen könnte, bei mir und meinen Mitschülern sehr lebendig.“ Nach der Mittleren Reife absolvierte Heidemarie Renk eine Ausbildung zur Krankenschwester. Im Anschluss machte sie am Hessen-Kolleg Abitur und fing an, Soziologie und später auch Jura an der Goethe-Universität zu studieren.

1976 bekam die Sozialistische Hochschulinitiative (SHI), in der sie sich engagierte, gemeinsam mit den Jusos die Mehrheit im Studierendenparlament. „Nach der Wahl schickten die Herren sich an, wieder unter sich auszumachen, wer die Verantwortung übernimmt“, erinnert sich Heidemarie Renk. „Doch denen haben wir mit unserer Idee eines Frauen-AStA einen Strich durch die Rechnung gemacht.“ Auf begeisterte Zustimmung stießen sie innerhalb der SHI nicht. „Aber die gemeinsamen politischen Überzeugungen machten es unseren Genossen unmöglich, gegen unsere Idee zu argumentieren, ohne als reaktionär zu gelten“ – und so wurde erstmals ein AStA ausschließlich von Frauen gestellt.

15 Frauen gehörten ihm an. Drei standen an der Spitze, „nicht weil wir diese Position und die hierarchische Struktur wollten, sondern weil drei Frauen formal die Verantwortung übernehmen mussten“. Die Medizinstudentin Felicitas Schneck hatte den Vorsitz inne, ihre Stellvertreterinnen waren die Jurastudentinnen Rita Häfner und Heidemarie Renk.

Der Frauen-AStA wollte Bewusstsein und Strukturen verändern. „Es ging uns nicht ausschließlich um Frauenfragen“, sagt Heidemarie Renk. Die Studentinnen setzten sich auch ein „für die Umwelt, Befreiungsbewegungen weltweit, für freie Fahrt im öffentlichen Nahverkehr, gegen Mietwucher, gegen Atomkraft“.

Wegen des weitgefächerten Engagements wurde die Spitze des Frauen-AStA angeklagt. Ihr wurde vorgeworfen, Gelder der Studierendenschaft für Flugblätter mit allgemein- statt mit hochschulpolitischen Inhalten verwendet zu haben. „Es handelte sich um 14 Flugblätter, die kurioserweise noch nicht einmal von uns, sondern von anderen linken Hochschulinitiativen stammten. Wir hatten allerdings die Druckaufträge unterschrieben“, sagt Heidemarie Renk.

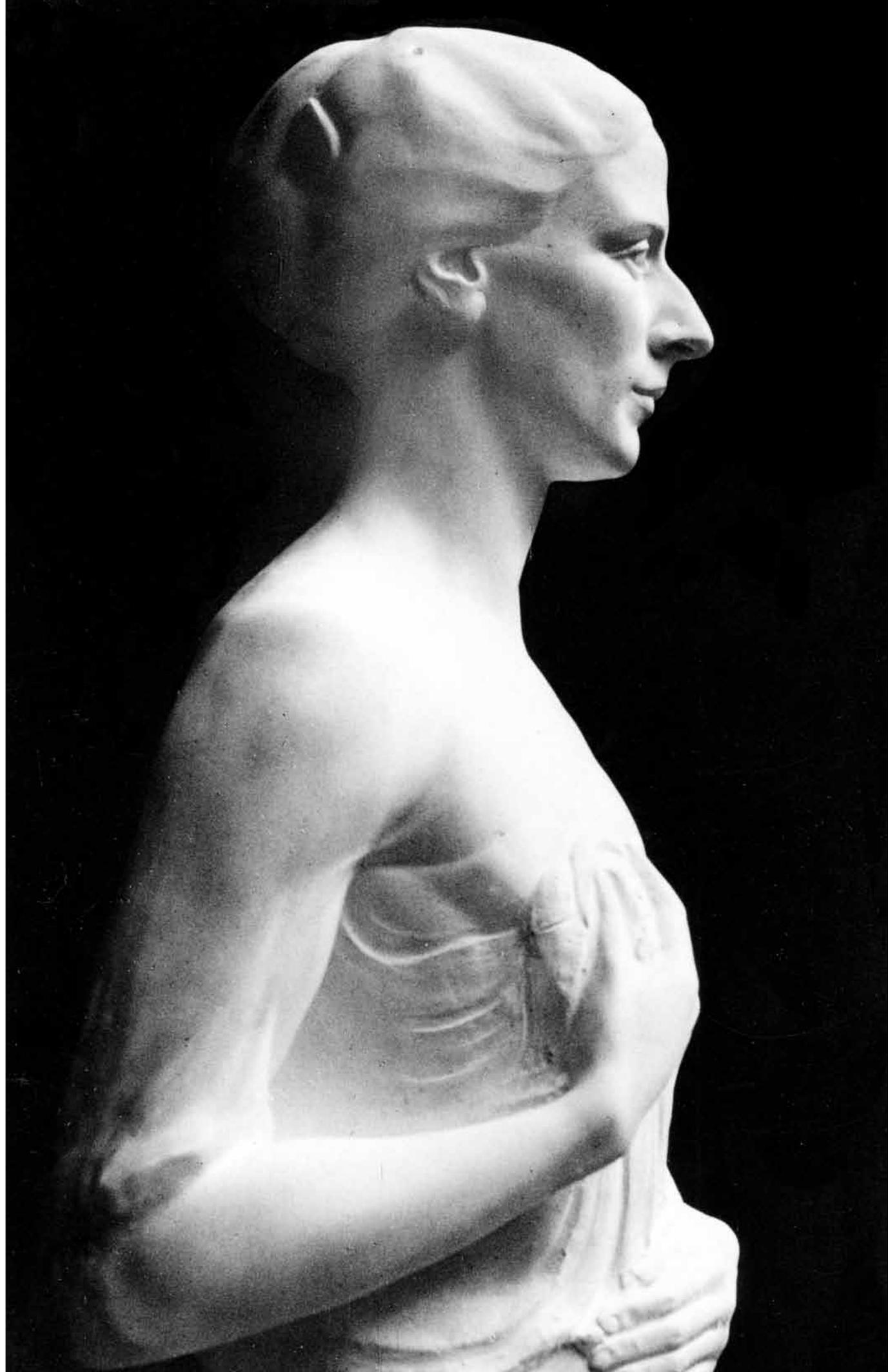
Es kam im Rahmen dieses Verfahrens zwar zu der Feststellung des Bundesgerichtshofs, dass Flugblätter, die aus den Mitteln der Studierendenschaft finanziert werden, sich nur mit hochschulpolitischen Fragen befassen dürfen und ein Verstoß hiergegen den Straftatbestand der Untreue erfüllen kann. Das Strafverfahren gegen die Vertreterinnen des Frauen-AStA allerdings wurde im Ergebnis eingestellt, wobei die Staatskasse die Gerichtskosten zahlte.

Jahrelang sprach Heidemarie Renk selbst Recht: Die promovierte Juristin war Vorsitzende Richterin am Landgericht Frankfurt – und denkt gern an die 1970er Jahre zurück, an



die politische Aufbruchsstimmung: „Es war so bereichernd, einer Bewegung anzugehören, die eine ganze Gesellschaft verändern wollte. Mir tun die jungen Leute fast leid, wenn sie heute ohne die Erfahrung einer Jugendbewegung ähnlich der damaligen erwachsen werden müssen.“

Zwischenzeitlich hat Heidemarie Renk den Richterdienst auf dem Weg der Pensionierung verlassen. Heute arbeitet sie im Leitungsteam einer anthroposophischen Lebensgemeinschaft in der Nähe von Friedberg, deren Aufgabe die Begleitung von Menschen mit besonderem Hilfebedarf ist.



1850 – 1892

HANNAH LOUISE VON ROTHSCHILD

DIE ZÜGEL IN DER HAND

Als eine „von Rothschild“ gehörte Hannah Louise im 19. Jahrhundert zu den bedeutendsten Stifterinnen und Wohltäterinnen der Stadt Frankfurt am Main. Sie gründete eine öffentliche Bibliothek und eine Zahnklinik, die heute zur Universitätsmedizin gehört, und führte ihre Stiftungen mit den Qualitäten einer modernen Geschäftsfrau.

„Sie liebte die Selbstständigkeit – zum Beispiel kutscherte sie in Frankfurt am Main ihren Ponywagen“, schreibt die Historikerin Helga Krohn in ihrem Porträt über Hannah Louise von Rothschild. Als Frau die Zügel in der Hand zu haben war zu ihren Lebzeiten eine Nachricht in der Frankfurter Zeitung wert. Hannah Louise von Rothschild heiratete auch nicht. „Sie machte die Wohltätigkeit zu ihrem Lebensinhalt“, so Helga Krohn, denn „Engagement in der Wohltätigkeit war für viele bürgerliche Frauen damals die einzige Möglichkeit, eine außerhäusliche Tätigkeit auszuüben“.

Die Frauen in der einflussreichen Frankfurter Bankiersfamilie waren im 19. Jahrhundert nicht an der Bankfirma beteiligt. So hatte es der Firmengründer testamentarisch bestimmt. Obwohl sehr gut ausgebildet, blieb ihr öffentlicher Wirkungsradius damit beschränkt. Schon in jungen Jahren war für das Mädchen Hannah Louise klar, dass sie in die Fußstapfen ihrer Mutter und der vier älteren Schwestern treten und sich vorbildhaft wie diese als Wohltäterin und Stifterin engagieren würde. Für die Rothschild-Frauen war das nach An-

sicht von Helga Krohn nicht nur gesellschaftliche Pflichtübung. Über das internationale Familiennetzwerk informierten sie sich über moderne soziale Einrichtungen, stifteten mit unternehmerischer Weitsicht und mischten sich in die inhaltliche Ausrichtung ihrer Stiftungen ein. Ihr Erfolg war so umfassend wie der der Männer. Die Historikerin resümiert: „Am Ende des 19. Jahrhunderts war der Name Rothschild zum Synonym für Reichtum und Wohltätigkeit geworden.“

Für Hanna Louise von Rothschild gilt diese Geschäftstüchtigkeit im Dienst der Wohltätigkeit ebenfalls. 1890 gründete sie auf dem Gelände der heutigen Frankfurter Universitätsklinik nach dem Vorbild einer hochmodernen Pariser Zahnpflegeeinrichtung die „Heilanstalt Carolinum“ für die kostenlose Behandlung von mittellosen Patienten – eine Innovation im damaligen Frankfurt. Denn neben ärztlichem Laboratorium und Krankenstation umfasste die Stiftung erstmals eine Zahnklinik. Benannt nach dem Vornamen ihres Vaters „Carl“ wurde das Carolinum zu einer zentralen Einrichtung für Zahnheilkun-

de und 1915 in den Fachbereich Medizin der Goethe-Universität Frankfurt am Main eingebunden. Bis 2012 wurde das universitäre Zentrum der Zahn-, Mund- und Kieferheilkunde von der Stiftung getragen.

Die Stifterin arbeitete auch für ihre Einrichtung. Sie entschied über die Einstellung des Personals, hatte ein Auge auf die Finanzen und war „so etwas wie Geschäftsführerin“, betont Helga Krohn. In der 1888 von ihr eröffneten Bibliothek, die sie mit dem Buchbestand ihres verstorbenen Vaters gegründet hatte, übernahm sie ebenfalls die Administration. Die Rothschild-Bibliothek ist heute in die Universitätsbibliothek integriert und bietet wertvolle Quellen vor allem für sprach- und literaturwissenschaftliche Forschungen. Hannah Louise von Rothschild konzipierte sie nach englischem Vorbild als öffentliche kostenlose Bildungseinrichtung mit fünf großen Lesesälen und benutzerfreundlichen Öffnungszeiten auch am Wochenende. Nur der plötzliche Tod der 41-Jährigen verhinderte, dass sie in Frankfurt noch mehr innovative Ideen verwirklichen konnte.

1908 – 1996

NINA RUBINSTEIN

DOKTORTITEL MIT 81 JAHREN

Nina Rubinstein machte Karriere als Simultandolmetscherin bei den Vereinten Nationen (UNO) in New York. Sie war bereits seit über 20 Jahren pensioniert, als sie 1989 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main erfolgreich promovierte – mit einer Verspätung von mehr als einem halben Jahrhundert. Die Soziologin hatte ihre Doktorarbeit Anfang 1933 eingereicht.



Sie sprach fließend Russisch, Deutsch, Französisch und Englisch und hatte als Kind noch Dänisch gelernt, denn Nina Rubinstein lebte mit ihren Eltern und später selbst aus politischen Gründen im wechselnden Exil – „patria auf Rädern“

nannte sie ihr Zuhause. Ihre jüdischen Eltern lettischer Herkunft engagierten sich Anfang des 20. Jahrhunderts in der Sozialdemokratischen Arbeiterpartei Russlands. Nachdem der Vater sich 1905 am Rigaer Arbeiteraufstand beteiligt hat-

te, flohen die Eheleute aus dem russischen Zarenreich nach Berlin, wo Nina Rubinstein geboren wurde. Die Trennung der Eltern und die erneute politische Verfolgung nach der Russischen Revolution führten dazu, dass Nina bis zu ihrem 10. Lebensjahr in Kopenhagen, Sankt Petersburg und Lettland



zur Schule ging. Das Abitur legte sie schließlich in ihrer Geburtsstadt ab.

Die Erfahrungen der Emigration machte Nina Rubinstein ab 1930 an der Goethe-Universität Frankfurt am Main zum For-

schungsthema ihrer Doktorarbeit. Sie studierte Soziologie bei Karl Mannheim und dessen damaligem Assistenten Norbert Elias. In theoretischer Auseinandersetzung mit beiden begann sie, über den politischen Emigranten als „Sondertypus des Fremden“ zu arbeiten, schreibt der österreichische Soziologe Dirk Raith, der Rubinsteins Arbeit 70 Jahre später herausgab und wissenschaftlich einordnete: Vor ihrer Analyse waren die soziale Situation und das Denken politischer Emigranten „noch nie Thema einer soziologischen Untersuchung gewesen“.

1933 hatte Karl Mannheim Rubinsteins Dissertation mit dem Titel „Die französische Emigration nach 1789. Ein Beitrag zur Soziologie der politischen Emigration“ entgegengenommen – doch zur Verteidigung ihrer Thesen kam es angesichts der Machtübernahme der Nationalsozialisten nicht mehr. Ausgeschlossen aus der Universität floh Nina Rubinstein ebenso wie Karl Mannheim noch 1933 vor der politischen Verfolgung ins Ausland.

Im Pariser Exil nutzte sie ihre Mehrsprachigkeit und arbeitete als Übersetzerin, bevor sie 1940 erneut vor den Nazis fliehen musste, diesmal nach New York. Erst nach einem erfolgreichen Berufsleben als Simultandolmetscherin der UNO widmete sie sich 1970 noch einmal ihrem Werk. Sie wollte ihre Dissertation überarbeitet in Deutschland als Buch veröffentlichen, fand aber damals keinen interessierten Verleger. So lag die Arbeit weitere 15 Jahre im Schrank, bis die Soziologin Claudia Honegger Mitte der 1980er Jahre an der Goethe-Universität Frankfurt am Main über ihre Beschäftigung mit der Frankfurter Sozialwissenschaft zur Weimarer Zeit auch auf Karl Mannheims talentierte Schülerin stieß. Claudia Honegger setzte sich dafür ein, dass Nina Rubinstein die 1933 verwehrt Anerkennung ihrer Leistung mit einer Verspätung von über fünf Jahrzehnten doch noch zuteil wurde. Mit 81 Jahren reiste Nina Rubinstein noch einmal in die Main-Metropole und verteidigte am Fachbereich Sozialwissenschaften der Goethe-Universität endlich in einem ordentlichen Verfahren ihre Thesen. In seiner Laudatio betont ihr Freund und Unterstützer, der 1940 aus Deutschland emigrierte amerikanische Soziologe David Kettler, dass es sich dabei keineswegs um ein lediglich formales „Wiedergutmachungsverfahren“ handelte, sondern um einen Akt später Gerechtigkeit: „Ein wohl-erworbenes Recht wurde anerkannt.“

geb. 1943

HEIDE SCHLÜPMANN

FREI SEIN – JENSEITS DER NORMEN

Der Sog der Frankfurter Kinos war so stark, dass die Doktorarbeit lange liegen blieb. Aber diese Zeit war nicht verloren, schließlich promovierte Heide Schlüpmann doch noch und wurde die erste Professorin für Filmwissenschaft an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Ihre Themen sind das Kino und die Frauen.



Kritische Distanz, Reflexionen über Gesellschaft und Politik – das war schon der jungen Heide Schlüpmann wichtig, und deshalb begann sie, Philosophie und Soziologie zu studieren. Erst in Heidelberg, dann in Tübingen bei Ernst Bloch und ab 1964 in Frankfurt. „Der selbst schon alte Bloch riet mir, für die Promotion nicht zum alten Adorno zu gehen, sondern zum jüngeren Habermas“, erinnert sie sich lächelnd. Dennoch wählte Heide Schlüpmann Theodor W. Adorno als Doktorvater: „Er war einfach interessanter.“

„In Frankfurt begannen dann aber meine Krisenjahre“, sagt sie. Heide Schlüpmann suchte, abseits der Studentenbewegung, die sie dennoch genau beobachtete, nach sich selbst, nach ihrem Weg an der Universität, im Denken, im Leben – und fand im Kino einen Zufluchtsort. „Ganz erklären kann ich diese Faszination nicht. Aber sicherlich hat mich angezogen, dass man, wenn man im Kino verschwindet, sich auch aus den geordneten, männlich dominierten Tagesverhältnissen und Begrifflichkeiten herausbewegen kann“, sagt sie. „Und es war die Lust an der Ausschweifung, daran, den Emotionen nachzugehen und nachzugeben.“ Kinos gab es in den 1960er und 1970er Jahren viele in Frankfurt, und die Filme waren noch so, wie die Wissenschaftlerin es bis heute liebt: auf Celluloid.

1969 starb ihr Doktorvater Adorno und es dauerte schließlich elf Jahre, bis Heide Schlüpmann 1975 promovierte: bei dem Literaturwissenschaftler Norbert Altenhofer über Friedrich Nietzsche. „Seine Texte waren ein guter Stoff, um Krisen zu bewältigen“, sagt sie. Aber auch das Kino hatte ihr Halt gegeben, und es blieb ihr Thema. 1977 begann sie, Film an der Goethe-Universität zu unterrichten, und war Redakteurin und seit 1983 Mitherausgeberin der feministischen Zeitschrift „Frauen und Film“. Ihre wissenschaftliche Auseinandersetzung mit dem Film begann im Rahmen einer Diskussionsgruppe zum NS-Unterhaltungsfilm am Bundesarchiv-Filmarchiv. Später galt ihr Hauptinteresse dem Frühen Kino in den Jahren von 1896 bis 1917. „Reine Filmkritik hat mich dabei nicht interessiert. Für mich gehört vielmehr die Wirkung dazu, die Gefühle, die ein Film auslöst.“ 1991 übernahm Heide Schlüpmann den neuen Lehrstuhl für Filmwissenschaft an der Universität Frankfurt.

Der Austausch mit den Studierenden war der Professorin stets wichtig, gerade in den 1970er und 1980er Jahren.



„Das universitäre Autoritätsgehebe aber und schließlich der Bologna-Prozess, das war nicht meins“, meint die Wissenschaftlerin, und ihre Emeritierung 2008 war für sie ein stimmiger Abschluss. Schon vorher hatte sie sich einen Ort geschaffen, der ihr bis heute viel bedeutet: Im Jahr 2000 gründete sie gemeinsam mit anderen Frauen die Kinothek Asta Nielsen in Frankfurt. „Es sollte ein Raum entstehen, in dem Filme gezeigt und somit bewahrt werden, die sonst längst verlorengegangen wären“, sagt sie.

Ins Kino aber geht die 70-Jährige viel seltener als früher, die digitalen Blockbuster und das Popcorn-Kino schrecken sie ab. Filme, die sie mag, gibt es nur selten zu sehen – zum Beispiel „Il Gattopardo“ („Der Leopard“) mit Burt Lancaster. Dieser Streifen ist einer ihrer Lieblingsfilme, nicht zuletzt auch, weil er zwei für sie entscheidende Aspekte verbindet: „Es ist ein Film mit einer unglaublich subtil geformten Sinnlichkeit, und zugleich reflektiert er politische Veränderungen.“

1925 – 2001

HILDE SCHMIDT

EINFLUSSREICH UND WILLENSSTARK

Neun Jahre Personalrätin, drei Jahre Hessens Hauptpersonalrätin, zwei Jahre Mitglied im Konvent und vier Jahre im Senat, lange Zeit Protokollchefin im Rektorat: Hilde Schmidt hatte viele einflussreiche Positionen in ihrem Leben inne. Ihr Wirken ist heute noch spürbar.



Die gelernte Industriekauffrau prägte mit ihrem Engagement und ihrer Kompetenz das Leben der Goethe-Universität Frankfurt am Main in einzigartiger Weise. Dort fing sie im Sommer 1946 als Verwaltungsangestellte an und blieb 44 Jahre. 1990 wurde sie pensioniert. Im Laufe dieser Zeit arbeitete sie mit 16 Rektoren und vier Präsidenten zusammen. Sie verwaltete die Aula sowie das Vorlesungsverzeichnis und organisierte vielfältige Veranstaltungen. Ob der Universitätsbesuch von Thomas Mann, die Organisation der deutsch-skandinavischen Rektorenkonferenz, das Treffen mit Ingeborg Bachmann bei der ersten Poetikvorlesung im Jahre 1959 oder das 50-jährige Jubiläum der Universität 1964 – all diese Veranstaltungen trugen auch die Handschrift von Hilde Schmidt. Darüber hinaus entwickelte sie eine Expertise für die Universitätsgeschichte und wusste jedes Ereignis mit passenden Fundstücken und Notizen zu belegen.

Sie setzte ihre Position selbstbewusst ein, um auf diese Weise kreativ auf einzelne Bereiche einwirken zu können. Dabei schreckte sie nicht vor Meinungsverschiedenheiten zurück: Zum Beispiel machte sie den berühmten Architekten Ferdinand Kramer, der für den Umbau des Hauptgebäudes verantwortlich war, in Anwesenheit des damaligen Rektors Max Horkheimer auf alle Dinge aufmerksam, die bei der Renovierung vergessen worden waren. Dieser veranlasste daraufhin ihren Rausschmiss – allerdings blieb es bei einem Sturm im Wasserglas.

In den 1950er Jahren begegnete Hilde Schmidt in einem der AStA-Vorsitzenden ihrem zukünftigen Lebenspartner. Den studentischen Aufbruch 1968 erlebte sie zwiespältig. Einerseits empfand sie jedes buttergesäuerte Wurfgeschoss als persönlichen Angriff, andererseits begrüßte sie die Errungenschaften der Studentenrevolte. Als erstmals nichtwissenschaftliches Unipersonal in die Gremien gewählt werden konnte, ließ sie sich aufstellen und bestimmte somit über Jahrzehnte das Geschehen an der Goethe-Universität entscheidend mit.

Außerdem führte sie die Geschäftsstelle der Freunde und Förderer der Goethe-Universität weit über ihre Pensionierung fort und setzte sich dort insbesondere für eine bessere Präsenz der Frauen ein. So waren unter ihrer Führung bei den Empfängen der „Freunde der Universität“ immer auch die Frauen verstorbener Professoren eingeladen – eine zu der



damaligen Zeit höchst seltene Erscheinung. Hilde Schmidt: „Früher waren diese Damen als Frau Professor anerkannt. Wär' ja noch schöner, wenn sie nach dem Tod ihrer Männer einfach vergessen würden.“

1901 – 1986

ELISABETH SCHWARZHAUPT

FURCHTLOS UND ZIELSTREBIG

Mit juristischer Expertise, Willenskraft und Durchsetzungsvermögen reformierte Elisabeth Schwarzhaupt das Familienrecht und machte zugleich einen wichtigen Schritt in Richtung Gleichberechtigung.



Als Tochter politisch engagierter Eltern beschäftigte sich die Frankfurterin bereits in ihrer Kindheit mit der Frauenbewegung des 19. Jahrhunderts. Infolge des Ersten Weltkriegs war die Familie gezwungen, ihr bisheriges großbürgerliches Leben mit Dienstpersonal aufzugeben. Für die Mutter bedeutete dies den Abschied vom Beruf als Lehrerin, worunter sie sehr litt. Fortan musste sie sich um den Haushalt und die Kinder selbst kümmern. Diese Rolle woll-

te Elisabeth Schwarzhaupt nicht übernehmen: „Zu einem Thema meines Lebens wurde die Frage, wie man die Rolle der Frau an neue Gesellschaftsformen so anpassen könnte, dass sie Kinder haben und doch mit gleichen Entwicklungschancen leben könnte wie der Mann.“ Als Juristin sah sie die Chance, das patriarchalische Familienrecht zu reformieren und die Rechte der Frauen zu verbessern.

1921 nahm sie an der Goethe-Universität Frankfurt am Main das Studium der Rechtswissenschaften auf und bestand 1930 das zweite Staatsexamen mit Auszeichnung. Als Gerichtsassessorin an der Städtischen Rechtsanwaltsstelle für Frauen setzte sie sich zunächst mit Mietrechtsfragen, Armenrechtsgesuchen und Scheidungsangelegenheiten auseinander.

Die Machtergreifung der Nationalsozialisten ließ Elisabeth Schwarzhaupt 1932 politisch aktiv werden: In ihrer Schrift „Die Stellung der Frau im Nationalsozialismus“ warnte sie vor der frauenverachtenden Politik. Sie unterstützte die Deutsche Volkspartei mit Wahlkampfreden, die über die Region hinaus bekannt wurden.

Das NS-Regime traf Elisabeth Schwarzhaupt mit Härte: Ihr Verlobter, ein jüdischer Arzt, verlor seine Kassenzulassung und wanderte in die Schweiz aus. Da die Juristin dort keine berufliche Perspektive sah, folgte die Trennung. Sie selbst wurde 1933 aus dem Justizdienst mit der Begründung entlassen, dass Frauen nicht länger über Männer richten dürften.

Trotz dieser Rückschläge promovierte Elisabeth Schwarzhaupt an der Goethe-Universität mit einer Arbeit über „Fremdwährungsklauseln im deutschen Schuldrecht“, die sie 1935 erfolgreich beendete. Die gläubige Protestantin arbeitete ab 1936 für die Kanzlei der Deutschen Evangelischen Kirche in Berlin. Als erste Frau wurde sie 1939 zur Konsistorialrätin und 1944 zur Oberkonsistorialrätin befördert. Durch ihre Tätigkeit im Kirchlichen Außenamt ihrer Heimatstadt Frankfurt ab 1948 lernte sie die Probleme der Frauen anderer Länder kennen.

1953 trat Elisabeth Schwarzhaupt der CDU bei. Bis 1969 war sie Mitglied des Deutschen Bundestages und wirkte 1957 bei der Verabschiedung des Gleichberechtigungsgesetzes und



1961 bei der Reformierung des Scheidungsrechts mit.

Nachdem Konrad Adenauer 1957 erneut keine Frau ins Kabinett berief, protestierten die CDU-Fraktionspolitikerinnen, ohne Schwarzhaupt, erfolgreich mit einem „Sit-in“: Ein Gesundheitsministerium wurde geschaffen und Elisabeth Schwarzhaupt zur Ministerin ernannt. Immer wiederkehrende Kritik hielt sie nicht davon ab, wichtige Themen zielstrebig zu verfolgen. Beim

Contergan-Skandal handelte sie umgehend und ließ Krankenhaussonderstationen für die betroffenen Kinder errichten. Darüber hinaus verschärfte sie die Arzneimittelkontrolle, weitete die Rezeptpflicht aus und führte die von den Krankenkassen finanzierte Krebsvorsorge für Frauen ein.

1966 legte Elisabeth Schwarzhaupt ihr Amt nieder, weil sie sich wieder dem Thema widmen wollte, das sie immer am stärksten interessiert hatte: Famili-

enrecht. Als Vorsitzende des Unterausschusses zur „Reform des Unehelichenrechts“ kämpfte sie darum, die Rechts- und Unterhaltsansprüche unehelicher Kinder denen ehelicher Kinder anzugleichen. Im August 1969 wurde ein Gesetz verabschiedet, das die rechtliche Position unehelich geborener Kinder wesentlich verbesserte. Elisabeth Schwarzhaupt engagierte sich in rechtlichen Fragen bis zu ihrem Tod 1986.

1932 – 2002

MONIKA SEIFERT

LASST DIE KINDER SICH SELBST ERZIEHEN!

Eine andere Pädagogik ist möglich: 1967 eröffnete die Soziologin und Psychoanalytikerin Monika Seifert in einem leerstehenden Ladengeschäft in Frankfurt die erste antiautoritäre Kindertagesstätte der Bundesrepublik und brachte damit die Kinderladenbewegung ins Rollen. „Selbstregulierung“ lautete das Zauberwort.



Seelenruhig, fast mechanisch, greift ein kleiner Blondschopf zu einem Stuhl und wirft ihn in hohem Bogen durchs Zimmer. Und noch einen. Und noch einen. „Jetzt hör auf, Michael!“, ruft ein anderes Kind verärgert. Ein Erwachsener schreitet nicht ein. Kinder sollen ihre eigenen Regeln setzen, sich „selbst regulieren“ – das gehörte in den Kinderläden zum Prinzip. Inspiriert von den Schriften des Psychoanalytikers Wilhelm Reich und des Pädagogen Alexander S. Neill eröffneten Aktivistinnen und Aktivisten der deutschen 68er-Generation zahlreiche solcher alternativen Kindergärten mit kleinen Gruppen und großer Freiheit. Monika Seifert war die Erste von ihnen.

Die Betreuerinnen und Betreuer in den Kinderläden überließen die Heranwachsenden aber nicht sich selbst, sondern gaben Anreize und Antworten. Den Kinderladenkindern sollte es anders gehen als Monika Seifert selbst: Sie fühlte sich von ihrem berühmten Vater, dem Psychoanalytiker Alexander Mitscherlich, im Stich gelassen. Er kümmerte sich nicht um sie, als sie mit sechs Jahren an Kinderlähmung erkrankte. „Sie glaubte, dass sich ihr Vater auch wegen dem Buckel, den sie von ihrer Erkrankung zurückbehielt, von ihr abwandte“, sagt die Lehrerin Renate Stubenrauch, die eng mit Monika Seifert zusammengearbeitet hat.

Nach der Geburt ihrer Tochter 1964 begann Monika Seifert, sich mit alternativer Pädagogik zu befassen. Sie und ihr Ehemann, der Politikwissenschaftler Jürgen Seifert, wollten ihr Kind nicht in

einem herkömmlichen Kindergarten unterbringen. Zu wenig hatte sich diese Institution ihrer Ansicht nach kritisch mit dem Erbe des Nationalsozialismus auseinandergesetzt. „Alle Kinder mussten gleichzeitig essen, gleichzeitig schlafen, gleichzeitig spielen“, sagt Renate Stubenrauch. „Sie wurden mit militärischem Drill und Gehorsam auf ein gesellschaftliches System eingestellt, das sich nicht nach ihren Bedürfnissen richtete.“

Als Gegenmodell gründete Monika Seifert 1967 zunächst den „Verein für Angewandte Pädagogik“, aus dem der erste Kinderladen hervorging. 1974 rief sie die „Freie Schule Frankfurt“ ins Leben, die erst 1986 genehmigt wurde. Dort wird das Kinderladen-Konzept weitergeführt: altersgemischte Gruppen, in denen die Kinder selbst entscheiden, was sie lernen wollen – weitgehend ohne Vorschriften.

Als Studentin am Institut für Sozialforschung der Goethe-Universität Frankfurt am Main hatte Monika Seifert sich Anfang der 1960er Jahre mit den von Theodor W. Adorno und anderen Wissenschaftlern verfassten „Studien zum autoritären Charakter“ beschäftigt. Auf der Basis empirischer Untersuchungen arbeiteten die Verfasser des Werkes daran, bestimmte psychologische Muster zu erkennen, die Menschen anfällig für die faschistische Ideologie machen. In der linken Szene wurde das Thema und dessen Zusammenhang mit Erziehungsfragen damals heiß diskutiert – Monika Seifert mittendrin. Mitglieder der Ro-



ten-Armee-Fraktion (RAF) hielten sich 1970 in einem Haus auf, das ihr gehörte. Ohne ihr Wissen, wie sie sagte. Die Soziologin geriet ins Visier der Ermittler, das Verfahren gegen sie wurde aber eingestellt.

2002 verstarb Monika Seifert mit 69 Jahren in Frankfurt. „Gerade in den sechziger Jahren viel verändert, aber längst nicht genug“, sagt ihre Kollegin Renate Stubenrauch. Laut der Erziehungswissenschaftlerin Meike Sophia Baader ist vor allem eine Idee der Kinderladenbewegung heute zur gesellschaftlichen Normalität geworden: Kinder werden als Wesen betrachtet,

die legitime eigene Bedürfnisse haben und insofern Erwachsenen nicht untergeordnet sind.

Auch alternative Schulen haben ihren Exotenstatus verloren. Allein im Bundesverband deutscher Alternativschulen sind heute, 40 Jahre nach der Gründung der Freien Schule Frankfurt, knapp 100 alternative Schulen organisiert. Bei einer Veranstaltung des Verbands im September 2013 traf Renate Stubenrauch auch einige ihrer ehemaligen Schülerinnen und Schüler wieder – und fand, dass die Geschichte Monika Seifert recht gegeben hat: „Aus ihnen waren selbstbestimmte und fröhliche Menschen geworden.“

geb. 1933

INGRID GRÄFIN ZU SOLMS-WILDENFELS

FÖRDERN, NETZWERKEN, KÄMPFEN

Um Frauen zu fördern, gründete Ingrid zu Solms die nach ihr benannte Stiftung. Seit 1995 verleiht die Frankfurterin einen Medizinpreis an Forscherinnen und seit 2002 auch einen Preis für Menschenrechte und Völkerverständigung.

Sie fackelt nicht lange, wenn sie etwas will, und auch die Idee zu ihrer Stiftung setzte Ingrid zu Solms entschieden um. Als sich 1994 bei der Jahresversammlung des Deutschen Ärztinnenbundes die damalige Vorsitzende Ute Otten für einen Wissenschaftspreis für Ärztinnen aussprach, stimmte Ingrid zu Solms ihr zu und gründete umgehend die nach ihr benannte Stiftung. Heute ist diese am Deutschherrnufer in Frankfurt-Sachsenhausen angesiedelt und über Kuratoriumsmitglieder mit der Goethe-Universität Frankfurt am Main verbunden. Die Stiftung ist aber unabhängig, und ihr Preis wird in ganz Deutschland, in Österreich und der Schweiz ausgeschrieben. Die promovierte Stifterin ist selbst nicht in die Forschung gegangen. Sie war aber leidenschaftlich gern Ärztin, auch schon in den 1960er und 1970er Jahren, als es noch offen ausgesprochen wurde, dass Frauen besser nicht erwerbstätig sein sollten. „Für mich war das aber eine Selbstverständlichkeit“, sagt sie. Ihr Vater war Chefarzt, ihre Mutter hatte eine eigene Praxis, und auch für die Tochter war klar, dass sie als Ärztin arbeiten wollte.

Ingrid zu Solms studierte Medizin in Mainz, Basel, Würzburg und in Frankfurt, wo sie an der Goethe-Universität ihr Staatsexamen ablegte. Sie wurde Internistin, außerdem absolvierte sie eine Zusatzausbildung zur Psychotherapeutin. Seit 1973 arbeitete sie in Bad-Soden als Stiftsärztin für das Wohnstift Augustinum mit 430 Bewohnern. „Ich war aber nie gut darin, die zweite Geige zu spielen“, sagt sie. Deshalb ließ sie sich neben der Tätigkeit für das Stift mit einer eigenen Praxis nieder.

1983 hat sie geholfen, in Frankfurt die Universität für das dritte Lebensalter zu begründen, und hielt Vorträge über einen ihrer Schwerpunkte: die Geriatrie. 1994 rief sie dann die In-

grid zu Solms-Stiftung ins Leben. Seit 1995 zeichnet sie alle zwei Jahre eine Medizinerin aus.

„Unser Preis ist anerkannt und hat Wissenschaftlerinnen schon den Weg in Positionen geebnet, in die sie ohne ihn so schnell nicht gekommen wären“, sagt Ingrid zu Solms. Ebenso wichtig wie die Auszeichnung findet sie die Verbindungen, die unter den Preisträgerinnen entstehen: „Jede von ihnen wird Mitglied im Fellowship der Stiftung. Wir treffen uns einmal im Jahr, um uns auszutauschen.“ Fördern, netzwerken und kämpfen – „das lernen Mädchen in der Regel nicht, das müssen wir halt später nachholen“.

Sie selbst war in ihrem Berufsalltag durchsetzungsfähig und ging immer klar ihren Weg. So auch, als sie sich 1998, vier Jahre nach Gründung ihrer Stiftung, vom Deutschen Ärztinnenbund trennte. „Wir waren uns nicht einig über die Preisträgerinnen. Die anderen wollten auch Frauenbeauftragte auszeichnen, ich wollte dagegen einen reinen Wissenschaftspreis“, erklärt sie.

In anderer Hinsicht aber hat Ingrid zu Solms ihre Stiftung erweitert. Es gibt neben dem mit 10.000 Euro dotierten Medizinpreis inzwischen auch einen für Naturwissenschaften, einen für Kultur sowie einen Preis für Menschenrechte und Völkerverständigung, der ihr besonders am Herzen liegt. Ausgezeichnet werden Personen, die für gedemütigte Frauen eintreten. „Wir verändern die Welt leider nicht mit diesem Preis“, sagt Ingrid zu Solms. „Aber ich finde es wichtig, Zeichen zu setzen.“

Das will sie auch künftig tun, weil Karriereöglichkeiten von Wissenschaftlerinnen und der Alltag vieler Frauen auch heute nicht so sind, wie sie es für wünschenswert hält. Um das zu ändern, schmiedet die aktive Rentnerin weiterhin Pläne.





1844 – 1909

FRANZISKA SPEYER

MÄZENIN LEGTE GRUNDSTEIN FÜR UNIVERSITÄT

Ohne sie wäre eine Universität in Frankfurt am Main wohl ein Traum geblieben: Franziska Speyer stiftete gemeinsam mit ihrem Mann Georg zu Beginn des 20. Jahrhunderts mehrere wissenschaftliche Einrichtungen in Frankfurt – darunter das Institut, an dem Paul Ehrlich das Syphilis-Heilmittel „Salvarsan“ entdeckte.

Im ausgehenden 19. Jahrhundert war Frankfurt eine Hochburg der Stiftungskultur. Mit viel privatem Engagement wurden neben kulturellen auch wissenschaftliche Institutionen wie das Freie Deutsche Hochstift eingerichtet. Doch eines fehlte der Stadt: eine Universität. Die preußische Regierung hatte befunden, dass es in der Region schon ausreichend Hochschulen gab. „Der Oberbürgermeister Franz Adickes wünschte sich dennoch eine Universität für Frankfurt“, sagt der Stadthistoriker Hans-Otto Schembs. „Und er verstand es, an das lokale Gefühl der Bürgerinnen und Bürger zu appellieren.“

Bei Franziska und Georg Speyer rannte Franz Adickes mit seinem Plan offene Türen ein. Das jüdische Ehepaar, das seine Wurzeln in einer Frankfurter und einer Berliner Bankiersfamilie hatte, interessierte sich sehr für Wissenschaft, Kultur und Soziales, war Mitglied in vielen Frankfurter Vereinen – und so großzügig wie kaum eine andere Familie der Stadt. 1901 gründet das Paar die Georg und Franziska Speyer'sche Studienstiftung. Von dem Stiftungskapital, einer Million Mark, richteten sie zwei Lehrstühle an der neuen Akademie für Sozial- und Handelswissenschaften ein. Der Grundstein für die Goethe-Universität Frankfurt am Main war gelegt.

Nach Georg Speyers Tod im Jahr 1902 blieb Franziska Speyer weiterhin als Stifterin aktiv. Als sie nach einer Möglichkeit suchte, mit dem Erbe ihres Mannes die Wissenschaft zu unterstützen, machte ihr Schwager sie auf den Arzt und Humanwissenschaftler Paul Ehrlich aufmerksam. Georg Speyer hatte den Pionier der Chemotherapie, der damals in Berlin mit Robert Koch forschte, schon zu seinen Lebzeiten unterstützt.

Franziska Speyer lud Paul Ehrlich ein, ihr sein Forschungskonzept zu präsentieren. Bei dem Treffen im Speyer'schen Haus, so wird berichtet, habe Paul Ehrlich die Prinzipien der Chemotherapie auf die Tischdecke geschrieben. Franziska Speyer war fasziniert und erkannte die Chance: Sie entschloss sich, in ein Chemotherapeutisches Institut zu investieren.

1908 erhielt Paul Ehrlich den Nobelpreis für Medizin. Doch erst ein Jahr später machte er seine bedeutendste Entdeckung: Bei seinen Forschungen im von Franziska Speyer gestifteten „Georg-Speyer-Haus“ findet er das Syphilis-Heilmittel „Salvarsan“.

Im selben Jahr starb Franziska Speyer. Die Stifterin hinterließ laut Testament 91 gemeinnützigen Institutionen einen Teil ihres Vermögens – vom Verein für Volkskindergärten über die Armenklinik bis hin zum Verband für Volksbildung. Der größte Anteil floss in die Georg und Franziska Speyer'sche Studienstiftung.

Dass Frankfurt 1914 die ersehnte Universität – eine reine Stiftungsuniversität – bekam, ist zu einem beträchtlichen Teil dem Engagement von Franziska und Georg Speyer zu verdanken. Ihre Studienstiftung steuerte nicht nur insgesamt vier Millionen Mark bei, sondern hatte bereits lange vor der Hochschulgründung wichtige wissenschaftliche Infrastrukturen geschaffen. Die Nationalsozialisten zwangen die Georg und Franziska Speyer'sche Hochschulstiftung sich aufzulösen. Seit 1949 fördert die Stiftung wieder zahlreiche Projekte der Goethe-Universität sowie andere wissenschaftliche und kulturelle Einrichtungen in Frankfurt.

geb. 1944

RUTH STENGER

UNERSCHROCKEN UND SELBSTBEWUSST

19 Jahre war Ruth Stenger Dekanatssekretärin für Religionswissenschaften, Evangelische und Katholische Theologie. 21 Dekane kamen und gingen, sie blieb.



Hierarchie und Status schreckten Ruth Stenger nie ab: Wochenlang forderten sie und ihre Kolleginnen einen Kammerjäger. Als in der Küche die 14. Maus in die Falle ging, reichte es ihr: Mit der Maus im Käfig platzte sie in eine Besprechung mit allen Dekanen der Universität und stellte dem Kanzler die Beute auf den Tisch. Im Hinausgehen verabschiedete sie sich mit den Worten: „Wie lang warten wir schon auf den Kammerjäger?“ Wenige Tage später war dieser zur Stelle – und der Kanzler kam im Jahr danach zu ihrer Verabschiedung.

1983 begann Ruth Stenger ihre Arbeit als Dekanatssekretärin an der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Davor arbeitete sie als Fremdsprachenkorrespondentin und Sekretärin in der Industrie. Zunächst war sie für Religionswissenschaften zuständig; nach deren Teilung ab 1987 für die Fachbereiche Evangelische und Katholische Theologie. Fortan hatte Ruth Stenger zwei Professoren als Chefs, die in regelmäßigen Abständen wechselten. „Ein Professor ist halt ein Professor. Forschung und Lehre kommen als Erstes, die Verwaltung steht hinten an“, sagt sie trocken.

Für die Interessen der kaufmännischen und technischen Angestellten, auch die „Sonstigen“ genannt, zu kämpfen, war ihr besonders wichtig. Bei Ungerechtigkeiten oder Fehlern der Dekane sagte sie stets offen ihre Meinung: „Ich habe ausgeteilt, musste aber auch einstecken. Man darf keine Furcht zeigen und sich nicht kleinmachen. Sonst hat man in so einer Position verloren.“

Die „Sonstigen“, von denen Ruth Stenger immer stolz in der Wir-Form spricht, schätzten ihre Unerschrockenheit und Frohnatur. Bei Problemen vertrauten sie auf ihre soziale Kompetenz: „Bei einem gemeinsamen Ausflug wollten die Sonstigen einen Dekan nicht dabeihaben. Ich habe ihm das dann erklärt – und auch den Ärger dafür bekommen“, erinnert sie sich. Für die wissenschaftlichen Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter sowie für die Gremien-Studierenden war das Dekanat ebenfalls ein wichtiger Ansprechpartner.

Wenn Ruth Stenger von den Dekanen spricht – Dekaninnen gab es nicht –, wirkt sie stets kritisch und streitbar. Dabei war das Verhältnis zu den meisten von gegenseitiger Sympathie und Achtung getragen und private Gespräche nichts Ungewöhnliches. Die Professoren mochten ihre Herzlichkeit, ihren Humor und unverwüstlichen Optimismus. Sie respektierten ihre Direktheit und ließen ihr freie Hand. „Sie kannten sich in der Verwaltung nicht gut aus und haben auf mein Wort vertraut.“ Eine 50- bis 60-Stunden-Woche waren für die damalige Dekanatssekretärin selbstverständlich – dafür forderte sie erfolgreich Freiheiten: Jeden Montag arbeitete sie von zu Hause aus.

Auch wenn für Ruth Stenger die Zeit an der Goethe-Universität seit elf Jahren vorbei ist, ist sie den „Sonstigen“ immer noch eng verbunden. Sie treffen sich regelmäßig, und bei Problemen im Dekanat ist die ehemalige Dekanatssekretärin weiterhin eine wichtige Anlaufstelle. Auch mit einigen Professoren pflegt sie bis heute Kontakte. Dennoch vermisst



Ruth Stenger ihre Arbeit nicht. „Alles hat seine Zeit“, sagt die Seligenstädterin, die heute noch in ihrer Geburtsstadt lebt. In zwei Jahren Altersteilzeit hatte sie sich gemeinsam mit ihrem Mann auf den Ruhestand vorbereitet. Dass sie aus gesundheitlichen Gründen ihre Söhne mit Familien in Brisbane und Bangkok nicht mehr besuchen kann, nimmt sie hin: „Wir hatten eine umtriebige Zeit, aber jetzt geht manches nicht mehr. Das haben wir akzeptiert und sind trotzdem optimistisch; es geht uns gut.“

1925 – 1968

ELEONORE STERLING

KÄMPFERISCHE WEGBEREITERIN

Sie war die erste Antisemitismus-Forscherin in der Bundesrepublik nach 1945: die jüdische Politikwissenschaftlerin, Soziologin und Historikerin Eleonore Sterling. Promoviert bei Max Horkheimer an der Goethe-Universität Frankfurt am Main, erhielt die Leo-Baeck-Preisträgerin als erste Frau eine Professur für Politische Wissenschaft an einer deutschen Hochschule.

In einem Brief an den Rechtshistoriker Guido Kisch beschrieb sich Eleonore Sterling als „feather weight champion Cassius Clay“. „Die Aussage passt auf das kurze kraftvolle Leben der deutsch-jüdischen Wissenschaftlerin“, sagt die historisch forschende Sozialwissenschaftlerin Birgit Seemann, die unter demselben Titel 2013 eine Biografie über Eleonore Sterling veröffentlichte. „Sie war eine zierliche Person, eine Pionierin und eine Kämpferin – in der Wissenschaft wie im Leben.“ 1925 in Heidelberg als Eleonore Oppenheimer geboren, floh das 13-jährige jüdische Kind vor der nationalsozialistischen Verfolgung. Ihre Eltern schickten die Kinder allein ins Exil: die Tochter nach New York und ihren Bruder zunächst nach Italien, später nach London. Die Eltern selbst wurden ermordet. Trotz dieses Schicksals kehrte die begabte junge Frau mit einem abgeschlossenen Studium in Politikwissenschaft und Geschichte kurz nach dem Krieg und der Trennung von ihrem amerikanischen Mann unter dem Namen Eleonore Sterling nach Deutschland zurück. Jahrelang kämpfte sie erfolgreich für Entschädigung und promovierte bei Max Horkheimer an der Goethe-Universität im Fach Soziologie – ihr Thema: „Die Anfänge des politischen Judenhasses in Deutschland“. 1955 erhielt Eleonore Sterling den Dokortitel, einen akademischen Grad, den damals nur wenige Frauen hatten.

„Eleonore Sterling stieg ihr Leben lang in mehrfacher Hinsicht in den Ring“, erklärt Birgit Seemann. Sie leistete nicht nur Pionierarbeit mit ihrer mutigen Rückkehr ins Land der Mörder ihrer Eltern, sondern auch mit ihrer Forschung: Auf deutschem Boden über Antisemitismus zu arbeiten und in deutscher Sprache zu veröffentlichen, war außergewöhnlich, da die meisten Forschungen zu diesem Thema zu jener Zeit im Exil entstanden. Von 1956 bis 1962 war Eleonore Sterling am Institut für Politische Wissenschaft die einzige Frau unter den Assistenten des Politologen und SPD-Politikers Carlo

Schmid. Kritisch und unbequem verschaffte sie sich zum Teil öffentlich Gehör, indem sie auch philosemitische Sprachregelungen der offiziellen Politik und pro-jüdische Stereotype als potentiell antisemitisch in Frage stellte.

Auch mit ihrem 1965 erschienenen Hauptwerk „Der unvollendete Staat. Studien über Diktatur und Demokratie“ betrat die talentierte Forscherin Neuland, denn Staatsforschung war zu dieser Zeit ein von Männern dominiertes Thema, dem sich Frauen erst in den 1990er Jahren verstärkt widmeten.

Mit ihrem Frankfurter jüdischen Kollegen Ernst Ludwig Ehrlich startete Eleonore Sterling schon früh ein Projekt zu der Frage: Wie lässt sich die Geschichte der Jüdinnen und Juden didaktisch im Nachkriegsdeutschland vermitteln? Ihre Recherchen flossen in die „Monumenta Judaica“ – 1963/64 die erste große Kölner Ausstellung zur 2.000-jährigen Geschichte und Kultur des Judentums am Rhein, die auch Verfolgung und Massenmord unter den Nationalsozialisten thematisierte. Schließlich engagierte sich die Wissenschaftlerin mit ehemaligen Oppositionellen der Bekennenden Kirche wie Helmut Gollwitzer für die Annäherung von Christen und Juden nach Auschwitz und das christlich-jüdische Gespräch. Für diese Verdienste erhielt sie 1959 den angesehenen Leo-Baeck-Preis.

Die Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Leistungen spiegelte sich 1968 in einer Professur an der Pädagogischen Hochschule in Osnabrück wider – der ersten Professur für Politische Wissenschaft, die an eine Frau ging. „Viel von dem, was Eleonore Sterling begonnen hat, war richtungweisend für die Forschung nach ihr“, betont ihre Biografin. Selbst konnte Eleonore Sterling ihre Pionierarbeit nicht zu Ende bringen: Der einzige Kampf, den sie verlor, war der gegen den Krebs. Die Frankfurter Wissenschaftlerin starb mit 43 Jahren kurz nach Antritt ihrer Professur.





geb. 1963

MARIA-ROSER VALENTI

LEIDENSCHAFT FÜR DIE QUANTENMECHANIK

Maria-Roser Valenti ist der Spagat zwischen Kindern und akademischer Karriere gelungen. Die international renommierte Physikerin war drei Jahre lang Vizepräsidentin der Goethe-Universität Frankfurt am Main.

Quantenmechanik ist das Spezialgebiet der Naturwissenschaftlerin. Sie erforscht das Verhalten von Materialien wie Supraleitern und beschreibt die Veränderungen mit Hilfe der Mathematik – für Laien ein sperriges Thema, für eine Forscherin spannendes Terrain: „Wir können mit der Quantenmechanik beispielsweise verstehen, warum ein bestimmtes System keinen Widerstand mehr hat und ohne Reibung leitet. Das liefert wichtige Erkenntnisse zum Thema Energieeffizienz“, erklärt die Spanierin, die einen Teil ihrer Kindheit in Barcelona verbracht und dort auch studiert hat.

Ihre Begeisterung für die Physik führte sie 1990 als Postdoktorandin an die Universität von Florida in Gainesville. An der University of California in Santa Barbara lernte sie ihren deutschen Mann, den Physiker Claudius Gros, kennen. 1991 stand der Wechsel nach Deutschland an, wo ihre drei Kinder zur Welt kamen. Im Jahr 2000 habilitierte Maria-Roser Valenti sich in Theoretischer Physik an der Technischen Universität Dortmund, zwischendurch machte sie noch Station an der Universität des Saarlandes in Saarbrücken. 2003 folgte der Ruf an die Goethe-Universität.

„Die Stadt ist sehr weltoffen, die Vielfalt spiegelt sich an der Universität wider. Hier habe ich mich noch nie als Ausländerin gefühlt“, sagt die Südeuropäerin. Die Kommunikation an der Universität sei unkompliziert und kaum von Hierarchien geprägt.

Forschung und Familie unter einen Hut zu bringen – eine Herausforderung, der sich die Physikerin mit Erfolg stellte: „Die ersten zehn Jahre waren sehr anstrengend.“ Damals, als ihre Kinder den Kindergarten besuchten, war ihr Deutsch noch nicht so gut, inzwischen hält sie sogar ihre Vorlesungen über Theoretische Physik auf Deutsch. Ein Wort hörte sie immer wieder: Rabenmutter. Sie fragte ihren Mann, was eigentlich eine Rabenmutter sei – ein Wort, das es im Spanischen nicht gibt: Dort ist es üblich, dass Frauen nach der Geburt relativ schnell wieder anfangen zu arbeiten. Ein schlechtes Gewissen, dass der Nachwuchs fremd betreut werde, habe dort niemand – und so sollte es auch in Deutschland sein, betont sie. All die Jahre hat sich die Wissenschaftlerin sehr diszipliniert, um den Anschluss in der Forschung nicht zu verpassen: „Ich habe mir stets überschaubare Ziele gesetzt. Es ging mir nicht darum, unbedingt Professorin zu werden.“ Sie wollte auch die Zeit mit den Kindern genießen, die inzwischen schon fast erwachsen sind.

2008 stellte sich Maria-Roser Valenti einer neuen Herausforderung: Sie wurde zur Vizepräsidentin der Universität Frankfurt gewählt – und war damit die dritte Frau in diesem Amt an der Goethe-Universität. Irgendwann wurde ihr klar, dass sie sich zwischen Hochschulpolitik und Wissenschaft entscheiden muss, zwischen Verwaltung und Labor. Im Oktober 2012 gab sie das Amt ab: „Ich bin einfach Forscherin aus Leidenschaft.“

1890 – 1942

MARTHA WERTHEIMER

MUTIG, ENGAGIERT, KREATIV

Martha Wertheimer war eine Vorreiterin auf vielen Gebieten: Sie gehörte zu den ersten Promovierten der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Später wusste sie sich als Journalistin, Pädagogin und Schriftstellerin durchzusetzen. Sie kämpfte für das Frauenwahlrecht, engagierte sich in der jüdischen Jugendarbeit, schrieb ein Opernlibretto, Romane, Gedichte, ein Drama. Auf unterschiedliche Weise wirkte sie in Frankfurt, Offenbach und Berlin – bis zur Deportation 1942.



„Sie war wie ein Schwamm, der einfach alles in sich aufzog“, sagt die Frankfurter Stadthistorikerin Hanna Eckhardt über Martha Wertheimer. Nach einer kurzen Laufbahn als Mädchenschullehrerin und nachgeholter Hochschulreife studierte sie Geschichte, Philosophie und englische Philologie an der Goethe-Universität – mit herausragenden Noten. Doch anstatt nach ihrer Dissertation den akademischen Werdegang einzuschlagen, suchte Martha Wertheimer als Journalistin auf ein breiteres Publikum einzuwirken. So rief sie nach dem Ende des Ersten Weltkriegs in öffentlichen Kundgebungen Frauen dazu auf, von dem neugewonnenen Wahlrecht Gebrauch zu machen. Als Redakteurin der Offenbacher Zeitung schrieb sie aufgrund ihres breiten Wissens für fast alle Ressorts. Weltoffen und kritisch widmete sie sich politischen, gesellschaftlichen und tagesaktuellen Themen und ließ kein kulturelles Ereignis in Frankfurt oder Offenbach in ihrer Berichterstattung aus. Als „Briefkastentante“ ging sie auf die Alltagssorgen der Leserinnen und Leser ein und war damit eine Institution, so die Stadthistorikerin Eckhardt. Vor allem in den 1920er Jahren war Martha Wertheimer sehr produktiv. „Das war ihre Zeit, da hat sie regelrecht geblüht“, sagt Eckhardt. Expressionistische Gedichte entstanden in diesen Jahren und spiegelten den Geist der Zeit wider.

Die begeisterte Fechterin und Schwimmerin hatte einen großen Bekannten- und Freundeskreis, der alles abdeckte, was in der Region Rang und Namen hatte. Prägend war vor allem die Begegnung mit Franz Rosenzweig, der sie auf den Weg zum liberalen Reformjudentum wies, und später mit dem Offenbacher Rabbiner Max Dienemann.

Nach der Machtergreifung der Nationalsozialisten verlor Martha Wertheimer mehr und mehr ihre Freiheit: Die Offenba-



cher Zeitung kündigte der renommierten Journalistin bereits 1933. Drei Jahre später musste sie mit ihrer Schwester Lydia die gemeinsame Wohnung in der modernen Ernst-May-Siedlung verlassen. Zunehmend wurden die beiden Schwestern von der Gestapo schikaniert. Ihre Bemühungen auszuwandern scheiterten.

Aber Martha Wertheimer blieb kämpferisch: „Sie hatte die innere Stärke und die Überzeugung, um Herausforderungen die Stirn zu bieten und das Beste aus der Situation zu machen“, sagt Hanna Eckhardt. Ihre journalistische Tätigkeit setzte Martha Wertheimer zunächst als Chefredakteurin bei der auflagenstärksten jüdischen Zeitung, dem Israelitischen Familienblatt, fort. Parallel engagierte sie sich im Jüdischen

Kulturbund und übernahm Funktionen in der jüdischen Sport- und Jugendorganisation Makkabi. Nach einer Palästina-Reise warb sie für die Zionistische Vereinigung im Sinne der Alijah, der Einwanderung nach Palästina. In Frankfurt steckte sie ihre Energie in die jüdische Wohlfahrtspflege. Sie organisierte den Unterricht in Waisenhäusern und begleitete Kindertransporte nach England, die Hunderten junger Jüdinnen und Juden das Leben retteten.

Ihr eigenes Leben konnte sie nicht retten: 1942 zwangen die Nationalsozialisten sie, ihre eigene Deportation zu organisieren. Am 11. Juni waren sie und ihre Schwester unter den mehr als tausend ins Vernichtungslager Sobibor deportierten Frankfurter und Wiesbadener Juden.

geb. 1914

DAGMAR
WESTBERG

FAST 100 JAHRE SELBSTBESTIMMTES LEBEN

Dagmar Westberg ist eine der bedeutendsten Mäzeninnen der Stadt Frankfurt und der Goethe-Universität Frankfurt am Main. Die Hamburgerin lebt seit 1945 in der Mainmetropole und führte stets ein selbstbestimmtes Leben. In hohem Alter begann sie mit viel Engagement, Neugier und Anteilnahme, bildende Kunst, soziale Projekte sowie Wissenschaft und Forschung in ihrer Wahlheimat zu fördern.

Die Lebensgeschichte von Dagmar Westberg ist so alt wie die Goethe-Universität. Mit 96 Jahren fanden beide zueinander. Die Mäzenin legte einen Universitätsfonds auf und stiftet daraus jedes Jahr einen Preis für herausragende geisteswissenschaftliche Abschlussarbeiten. Bereits seit dem Jahr 2000 unterstützt sie mit einer Stiftung großzügig das Städel-Museum und unverschuldet in Not geratene Menschen. Kunstförderung und bürgerliches Engagement sind ihr wichtig – ebenso wie England. Deshalb wird der Dagmar-Westberg-Preis für wissenschaftliche Examen mit Bezug zur britischen Literatur, Kultur und Geschichte verliehen. Seine Namensgeberin ist Ehrenmitglied der deutsch-britischen Gesellschaft und sagt: „Ohne England ist meine Geschichte nicht zu verstehen.“

Mit 20 Jahren machte sich die Abiturientin mit dem Schiff nach England auf. Ihr Vater, ein Hamburger Anwalt, ermöglichte seiner jüngsten Tochter weitsichtig die Ausbildung an einem privaten College im Süden der Britischen Inseln. Dort legte sie ein Sprachexamen ab, während die familiäre Situation in der Heimat unsicherer wurde. Es war 1934, die Nationalsozialisten hatten die Macht übernommen und Dagmar Westbergs schlesische Mutter entstammte einer jüdischen Familie. „Meine fünf Geschwister und ich hatten nach Ansicht der neuen Machthaber also einen Webfehler“, beschreibt Dagmar Westberg die lebensbedrohliche Situation. Doch ihre Ausbildung in englischer Sprache schützte die junge Frau bis zum Kriegsende – und das später sogar mitten in Berlin. Als Dagmar Westberg England verlassen musste,

weil sich die Beziehungen zwischen Deutschland und England verschlechterten, nahm sie in Hamburg eine Stelle in der Visa- und Passabteilung des amerikanischen Generalkonsulats an. Ihr diplomatischer Status bot Sicherheit zwischen 1939 und 1941. Mit dem Eintritt der Amerikaner in den Krieg ging Dagmar Westberg nach Berlin. Dort wurde sie von der Schutzmachtabteilung der Schweizer Botschaft beschäftigt. Das Kriegsende erlebte sie mit ihrer Abteilung schließlich in Süddeutschland und fand von dort den Weg nach Frankfurt.

„Ich musste als junge Frau viel kämpfen und mich durchsetzen“, erzählt Dagmar Westberg in ihrem hundertsten Lebensjahr. Mit Disziplin, Willenskraft und Stehvermögen erreichte sie 1946 ihre Wiederanstellung beim US-Generalkonsulat, das seinen Sitz nach Frankfurt verlegt hatte. „Damals war mir der Ort egal, ich wollte vor allem wieder im diplomatischen Dienst arbeiten.“ 20 Jahre half sie mit ihren Englischkenntnissen, die deutsch-amerikanische Partnerschaft zu festigen, und die Stadt am Main wurde ihr zur Heimat.

Mit dem selbst erwirtschafteten Vermögen aus ihrer Tätigkeit im diplomatischen Dienst und dem Erbe aus ihrer weit verzweigten deutsch-baltischen Unternehmerfamilie will Dagmar Westberg auch heute Verantwortung für die Gesellschaft übernehmen. Ihrem Großonkel, dem Hamburger Unternehmer und Kunstmäzen Oscar Troplowitz, der die Firma Beiersdorf zu einem weltweiten Unternehmen machte, fühlt sich Dagmar Westberg besonders verbunden, wenn sie als Hanseat in Frankfurt gezielt traditionell von Bürgern getragene Institutionen unterstützt.



Seit 2012 finanziert die Goethe-Universität aus den Erträgen eines von ihr aufgelegten Stiftungsfonds die Dagmar-Westberg-Stiftungsprofessur und lädt herausragende Vordenker in den Geistes- und Kulturwissenschaften zu einer Vorlesungsreihe ein. Angesprochen auf eine Unterstützung für die Errichtung des Historischen Kollegs in Bad Homburg,

das eine mehrjährige Forschungsreihe über die „Welt um 1914“ plant, sagt die einfallsreiche Dame mit einem Augenzwinkern, die Westberg-Stiftungsprofessur werde nicht die letzte Initiative für die Universität sein. „In meinem Elternhaus wurde stets aus Goethes Werken zitiert – allein das verpflichtet mich.“

1912 – 2010

WILHELMINE WILKOMM

NEUGIERIGE BEGEISTERUNG FÜR WISSENSCHAFT

Den größten Teil ihres Privatvermögens vermachte die gebürtige Frankfurterin Wilhelmine Willkomm der Universität ihrer Heimatstadt. Nach dem Tod ihres Ehemannes begründete sie dafür 1982 die Hermann Willkomm-Stiftung. Bis 2013 konnten aus dem Stiftungsvermögen rund 2,5 Millionen Euro für die Unterstützung junger Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler ausgeschüttet werden.

Immer aktiv, immer neugierig und immer noch ein bisschen mehr engagiert: Wilhelmine Willkomm begeisterte sich noch als 90-Jährige für ihre Stiftung und reiste zur Verleihung des Stiftungspreises für herausragende Ha-

Tod im Alter von 98 Jahren sehr ernst. „Wilhelmine Willkomm hat sich von Herzen für Wissenschaft begeistert“, erzählt Joachim Weidmann. Der Mathematikprofessor an der Goethe-Universität Frankfurt am Main wurde auf

wissbegierig durchgelesen, und wenn ihr ein Projekt besonders gut gefiel, legte sie noch etwas mehr Geld drauf.“ Auch das Stiftungsvermögen stockte die Ehrenbürgerin der Universität und Trägerin des Bundesverdienstkreuzes 1. Klasse immer wieder auf – 2,5 Millionen Euro sind es heute, und 2013 floss die entsprechende Summe in die Förderung des wissenschaftlichen Nachwuchses in den mathematisch-naturwissenschaftlichen Fächern.

Dabei hat Wilhelmine Willkomm selbst nie studiert. Während ihrer Ausbildung bei einem Frankfurter Unternehmen für Messtechnik lernte sie ihren Ehemann kennen. Er musste sein naturwissenschaftliches Studium in Dresden aus familiären und wirtschaftlichen Gründen abbrechen. Die Eheleute machten ihr Vermögen mit einem Ingenieurbüro für Elektrotechnik in Rödelheim und zogen 1974 nach Bayern. Was beide zu Lebzeiten nicht beginnen oder nicht vollenden konnten, sollte den Jüngeren erleichtert werden: das Studium der Naturwissenschaften. Dazu dient die Hermann Willkomm-Stiftung. Die Stadt Frankfurt ehrte die Mäzenin für

**Frankfurterin stiftet
der Uni 3,4 Millionen**

bilitationen aus ihrem bayerischen Altersruhesitz in Wackersberg und später Bad Tölz an. Regelmäßig war sie bei den Verteilungsrunden der verantwortlichen Dekaninnen und Dekane anwesend, ihre Mitgliedschaft im Stiftungsvorstand nahm sie bis zu ihrem

Lebenszeit in den Vorstand der Stiftung berufen, die sie damals mit zwei Millionen Mark aus der Taufe hob. Über 20 Jahre lang arbeitete Joachim Weidmann mit der sympathischen Stifterin Seite an Seite im Vorstand. „Sie hat sich alle bewilligten Anträge

ihre Großzügigkeit und ihr Engagement bereits 1988 mit einem Eintrag in das „Goldene Buch der Stiftungen“. Die Erträge ihrer Stiftung sollten dem naturwissenschaftlichen Nachwuchs der Goethe-Universität zugutekommen, verfügte Wilhelmine Willkomm. Seit den 1990er Jahren erhält die Universität Dresden, an der ihr Ehemann einst Student war, 20 Prozent davon. Als „Familienfest“ beschreibt Joachim Weidmann die feierliche Verleihung des Habilitationspreises. Selbst ehemalige Preisträgerinnen und Preisträger reisten an, nur um Wilhelmine Willkomm zu treffen, die sich mit allen angeregt über deren Forschung unterhielt. „Unter den Bedingungen der Internationalisierung der Hochschulausbildung hat die Habilitation für junge Naturwissenschaftlerinnen und Naturwissenschaftler an Bedeutung verloren und wird nur noch selten durchgeführt“, erläutert der Mathematiker. Die Stiftung fördert daher heute vor allem Reisen zu internationalen Forschungskongressen. Der 2010 gestorbenen Stifterin hätte das gefallen – ihr neugieriges Herz schlug stets am Puls der Zeit.



GELEBTE VIELFALT – VOR UND HINTER DER THEKE



HEIDRUN PERESSINI



JOZICA TOPOLOVEC

Weißes Hemd, grüne Schürze und meistens ein Lächeln auf den Lippen – so empfangen die Mitarbeiterinnen des Studentenwerks Frankfurt die Studierenden und das Hochschulpersonal Tag für Tag an der Goethe-Universität Frankfurt am Main und versorgen sie mit Speisen und Getränken. Drei von ihnen sind Heidrun Peressini, Jozica Topolovec und Josephine Wagner. Sie zeigen, was das Team so besonders macht: Unterschiedliche Nationalitäten und Temperamente arbeiten eng zusammen und sind unverzichtbar auf dem Campus.



JOSEPHINE WAGNER

In 100 Jahren Goethe-Universität hat sich die Essensauswahl stark verändert. Mittlerweile bieten 24 Mensen, Cafeterien und Cafés des Studentenwerks eine bunte Palette an Gerichten, Salaten, Obst, Brötchen und Desserts. Früher sah das anders aus: Lange Zeit gab es nur eine zentrale Mensa. Paula Rein-

hard, deren Schöpfkelle es in das Universitätsarchiv schaffte, arbeitete dort 32 Jahre lang – von 1936 bis 1968. Selbstbedienung war damals nicht üblich. Stattdessen brachten Paula und ihre Kolleginnen das Essen an den Tisch. Paula kannte jeder: Herzlich und unermüdlich versorgte sie ihre Gäste.



Jozica Topolovec stammt aus Slowenien und betrieb früher mit ihrem Mann einen kleinen Getränkemarkt und einen Kiosk. 1987 fing sie dann im „Labsaal“ der alten Mensa an: „Damals kannten wir die Studierenden persönlich, denn sie blieben über mehrere Jahre. Das vermisst sie. „Heute kommen und gehen die Studierenden. Außerdem pendeln viele hektisch zwischen Campus Bockenheim und Campus Westend. Wir versuchen, eine persönliche Beziehung aufzubauen, aber es ist schwer.“ Trotzdem kommt Jozica Topolovec gern jeden Morgen her. Die Abteilungsleiterin der Cafeteria „Struwwelpeter“ liebt ihre Arbeit: „Das ist es, was mir wirklich Spaß macht.“

Jozica Topolovec sieht sich und ihre Kolleginnen als wichtigen Bestandteil der Universität: „Wir gehören als Mitarbeiterinnen des Studentenwerks zwar nicht zur Universität, aber ohne uns läuft hier nichts, denn Essen und Trinken muss sein.“ Mit der Versorgung haben die Frauen allerhand zu tun. Allein im „Struwwelpeter“ schmieren und belegen sie jeden Tag 1.000 Brötchen. Dafür wird das Team von allen Gästen geschätzt: „Sie sehen, was wir leisten, und ich bin zufrieden hier. Deshalb hoffe ich, dass mir der ‚Struwwelpeter‘ noch ein

paar Jahre erhalten bleibt – auch wenn der Campus Bockenheim bald geschlossen wird.“

Auch Heidrun Peressini ist vor allem in der Cafeteria Bockenheim tätig. Aber wie die anderen Mitarbeiterinnen springt sie regelmäßig auch in anderen Einrichtungen des Studentenwerks Frankfurt am Main ein. Die gelernte Anwalts- und Notargehilfin sowie Einzelhandelskauffrau arbeitet seit 2001 beim Studentenwerk. Davor assistierte sie unter anderem in der Küche eines Hotels. Der Alltag dort unterschied sich deutlich von den heutigen Herausforderungen: „Auf dem Campus ist es auch stressig, aber anders als im Hotel.“

Ihre Hotelerfahrung bringt sie bei besonderen Anlässen ein. Auf dem Campus Westend begleitet sie Veranstaltungen mit mehreren Hundert Gästen. „Da wird auf Feinheiten geachtet: Die Teller werden schön angerichtet und die Tischdekoration muss stimmen. Das ist ein Job, den ich sehr gerne mache“, sagt Heidrun Peressini.

Sie mag an ihrer Arbeit die Abwechslung: „Es herrscht nicht jeden Tag der gleiche Trott. Die Aufgaben sind sehr unterschiedlich und reichen von Brötchenschmieren über Essenausgabe,

PAULA REINHARD

Kochen bis zur Organisation von Nachschub. Und das immer wieder an anderen Orten.“ Außerdem ist sie gern mit vielen unterschiedlichen Menschen zusammen und schätzt deshalb ihr Arbeitsumfeld an der Universität. „Nur die internationalen Studierenden zu verstehen, ist für mich manchmal eine Herausforderung“, sagt die gebürtige Italienerin.

Josephine Wagner findet gerade das internationale Flair der Goethe-Universität interessant, in dem sie sich seit 2003 bewegt. Die Philippina spricht verschiedene Sprachen und kann sie auf dem Campus anwenden. 1990 kam sie nach Deutschland, jobbte unter anderem in einem Hotel in Freising und unterrichtete Englisch in einer Sprachschule in Dresden. Auch sie arbeitete in den verschiedenen Einrichtungen des Studentenwerks, seit Februar 2013 ist sie in der neuen Cafeteria „DASEIN“ auf dem Campus Westend. Als Buffet-Kassiererin bereitet sie in der Frühschicht belegte Brötchen und Desserts vor, anschließend sitzt sie an der Kasse.

Mit ihrer Frohnatur sorgt sie für gute Laune: „Ich versuche, immer das Gute zu sehen. Deshalb begrüße ich die Gäste mit ‚Guten Tag, schönes Mädchen‘ oder ‚junger Mann‘. Das gefällt den Studierenden“, sagt Josephine Wagner lachend. Aufgrund dieser Art ist sie an der Universität bekannt und wird auch in der Stadt von Hochschulangehörigen begrüßt.

Dass sie überall beliebt ist, macht Josephine Wagner stolz: „Eine Vorgesetzte hat mir mal gesagt, dass sie noch nie eine Person wie mich erlebt hat, die den ganzen Tag guter Dinge ist.“ Stolz macht sie außerdem, dass sie als alleinerziehende Mutter durch ihre Arbeit nie auf andere Hilfe angewiesen war und ihre Angehörigen auf den Philippinen unterstützen kann. Rückhalt erhielt sie dabei auch von Vorgesetzten und Arbeitskolleginnen. „Egal, wo ich arbeite, wir sind stets wie eine Familie.“ Wie stark der Zusammenhalt ist, erfuhr sie auch nach der Taifun-Katastrophe in ihrer Heimat. „Die Kolleginnen zeigten Anteilnahme und erkundigten sich immer wieder nach meiner Familie. Das war Balsam für die Seele.“



Foto: Meisert

Am 21. März feierte Paula ihren Geburtstag

Kaum ein Geburtstag findet in unserer Universität soviel Beachtung wie Paulas Jubeltag. Diesmal waren die Glückwünsche zum 21. März besonders reichlich, hörte man doch, daß Paula mit diesem Tag die Altersgrenze erreichte. Allerdings fiel es schwer, das zu glauben, denn vom freundlichen vitalen Wesen und vom Aussehen her wollte ihr keiner das Alter so recht abnehmen. Paula Reinhard ist nunmehr seit 32 Jahren der gute Geist der Mensa und für viele Professoren und Studenten, insbesondere für die ausländischen Kommilitonen, die personifizierte „alma mater“.

Glücklicherweise bleibt uns Paula noch für eine Weile in der Mensa erhalten, wo sie ihren Kolleginnen in der Mittagszeit hilft. Ihre Freunde und Stammgäste werden ihr dankbar sein.

BILDER UND TEXTE

ZUM EINSTIEG, 6 – Fotos: 1_Mechtild Jansen, 2_Goethe-Universität Frankfurt. Text: Helma Lutz, Marianne Schmidbaur, Verena Specht-Ronique, Anja Wolde.

JAMILA ADAMOU, 14 – Foto: Christina Esche. Text: Nele van Leeuwen.

SEYLA BENHABIB, 16 – Foto: BeSt FOTO Bettina Strauss, New York. Text: Julia Walter.

JESSICA BENJAMIN, 18 – Foto: Ute Schendel, Stroemfeld Verlag, 1980er Jahre. Text: Bettina Mittelstraß.

SILVIA BOVENSCHEN, 20 – Foto: Jürgen Bauer, Silvia Bovenschen am eigenen Schreibtisch, Berlin. Text: Bettina Mittelstraß.

HELENE BRAUN, 22 – Foto: Konrad Jacobs, Mathematisches Forschungsinstitut Oberwolfach gGmbH. Text: Kristina Vaillant.

ANGELA DAVIS, 24 – Fotos: 1_Anja Feix, Vortrag Casino Uni Frankfurt 2014, 2_Nicholas DeWolf, 1970, http://commons.wikimedia.org/wiki/File:Boston_1970_protest_against_the_Vietnam_War.jpg?uselang=de. Text: Bettina Mittelstraß.

CLAUDIA DILLMANN, 26 – Fotos: 1_Uwe Dettmar, Porträt, 2013, 2_mit Katja Eichinger und Hannelore Elsner im Foyer des Filmmuseums anlässlich der Wiedereröffnung des Filmmuseums, August 2011. Text: Sabine Schmidt.

STEFANIE DIMMELER, 28 – Foto: Goethe-Universität Frankfurt, Stefanie Dimmeler im Labor. Text: Katja Lüers.

MARION GRÄFIN DÖNHOF, 30 – Fotos: 1_Universitätsarchiv Goethe-Universität, Foto des Studentenausweises, 2_Marion Dönhoff Stiftung, 1960er Jahre. Text: Katja Lüers.

JUTTA EBELING, 32 – Foto: Anja Feix, Zentralbücherei Frankfurt am Main, 2014. Text: Katja Lüers.

TILLY EDINGER, 34 – Foto: Archives of the Ernst Mayr Library, MCZ, Harvard University, 1948. Text: Katja Lüers.

NARGESS ESKANDARI-GRÜNBERG, 36 – Fotos: Stadt Frankfurt, 1_Porträt, 2_Nargess Eskandari-Grünberg am Terminkalender. Text: Kristina Vaillant.

GISÈLE FREUND, 38 – Fotos: Bildarchiv Preußischer Kulturbesitz, 1_Gisèle Freund in Paris, 2_kommunistische Studenten auf dem Opernplatz in Frankfurt, 1932. Text: Bettina Mittelstraß.

FRIEDA FROMM-REICHMANN, 40 – Fotos: Erich Fromm Archiv, 1920er Jahre. Text: Katja Lüers.

HENRIETTE FÜRTH, 42 – Fotos: Institut für Stadtgeschichte, Städtisches Archiv. Text: Bettina Mittelstraß.

UTE GERHARD, 44 – Foto: Cornelia Goethe Centrum Frankfurt am Main. Text: Sabine Schmidt.

INA-MARIA GREVERUS, 46 – Fotos: 1_privat, Großstadtforschung, New York, Ende der 1970er Jahre, 2_privat, „Teilnehmende Feldforschung“ bei Alternativlern in der Provence, 1970er Jahre. Text: Verena Specht-Ronique.

EILKE BRIGITTE HELM, 48 – Foto: Ramona Pauli, 2006. Text: Katja Lüers.

HILLE HERBER, 50 – Fotos: 1_Verena Specht-Ronique, 2011, 2_privat. Text: Verena Specht-Ronique.

KARIN HETTWER, 52 – Fotos: Verena Specht-Ronique, 1_bei der Arbeit, Fachbereich Wirtschaftswissenschaften, 2011, 2_Porträt im Büro, 2011. Text: Sabine Schmidt.

KARIN HISSINK, 54 – Fotos: Albert Hahn, Frobenius-Institut, 1_Bolivien, Expedition, 1952, 2_Frobenius-Institut, Saudi-Arabien, 1934. Text: Julia Walter.

GESA IRWAHN, 56 – Fotos: 1_privat, selbstgeschneidertes Kleid ausschließlich aus Reißverschlüssen; 2_Goethe-Universität Frankfurt, erstes Vorlesungsverzeichnis für Frauen, 1995. Text: Verena Specht-Ronique.

EMMY KLIENEBERGER-NOBEL, 58 – Fotos: 1_Universitätsarchiv Goethe-Universität, 2_http://de.wikipedia.org/w/index.php?title=Datei:Veröffentlichung_Emmy_Klieneberger-Nobel_1961.jpg&filetimestamp=20090520225428&. Text: Katja Lüers.

MARION KLOMFASS, 60 – Foto: Nippon Connection, Klomfaß bei einer Rede im Rahmen des Nippon Connection Festivals. Text: Elena Reumschüssel.

RENATE LINGOR, 62 – Fotos: 1_Heiko Rhode, 2007, 1. FFC Frankfurt – FFC Brauweiler mit anschließender Meisterfeier

in Frankfurt, 2007, 2_Joachim Storch, Waldspaziergang. Text: Katja Lüers.

CHARLOTTE MAHLER, 64 – Foto: Universitätsarchiv Goethe-Universität. Text: Janina Delp.

ANGELIKA MARX, 66 – Foto: Bernd Löser, Philosophische Promotionskommission. Text: Sabine Schmidt.

INGEBORG MAUS, 68 – Foto: privat. Text: Julia Walter.

ZDENKA MIHALJEVICS, 70 – Fotos: Anja Feix, 2013. Text: Elena Reumschüssel.

MARGARETE MITSCHERLICH, 72 – Foto: Andreas Pohlmann. Text: Uschi Heidel.

RUTH MOUFANG, 74 – Foto: Universitätsarchiv Goethe-Universität, Foto des Studentenausweises. Text: Kristina Vaillant.

CHRISTIANE NÜSSLEIN-VOLHARD, 76 – Foto: L'Oréal, Max-Planck-Institut für Entwicklungsbiologie. Text: Katja Lüers.

ELSBET ORTH, 78 – Foto: Universitätsarchiv Goethe-Universität und Dr. Ludwig Orth, Büroalltag. Text: Bettina Mittelstraß.

HELGE PROSS, 80 – Foto: dpa-Report, 1976. Text: Julia Walter.

BRITA RANG, 82 – Fotos: 1_Universitätsarchiv Goethe-Universität, Graduiertenkolleg, 2_Cornelia Goethe Centrum Frankfurt am Main. Text: Sabine Schmidt.

HEIDEMARIE RENK, 84 – Foto: Anja Feix, Campus Bockenheim, 2014. Text: Sabine Schmidt.

HANNAH LOUISE VON ROTHSCHILD, 86 – Foto: Institut für Stadtgeschichte der Stadt Frankfurt am Main. Text: Bettina Mittelstraß.

NINA RUBINSTEIN, 88 – Foto: Universitätsarchiv Goethe-Universität. Text: Bettina Mittelstraß.

HEIDE SCHLÜPPMANN, 90 – Fotos: 1_S. Bitter, F. Reif, vor dem Vortrag: Festival Andere Avantgarde, Brucknerhaus, Linz, 1983, 2_Su Friedrich, Heide Schlüppmann (rechts) mit Karola Gramann nach der Tagung „Looking After Siegfried Kracauer“ am Dartmouth College auf Coney Island, Herbst 2008. Text: Sabine Schmidt.

HILDE SCHMIDT, 92 – Fotos: Universitätsarchiv Goethe-Universität. Text: Katrin Klünter.

ELISABETH SCHWARZHaupt, 94 – Fotos: 1_ Josef Albert Slominski/Konrad-Adenauer-Stiftung/Medienarchiv, 2_Bundesregierung/Gerhard Heisler, Bundespräsident Heinrich Lübke empfängt in der Villa Hammerschmidt Bundeskanzler Erhard und die Minister seines ersten Bundeskabinetts, um ihnen die Ernennungsurkunden zu überreichen. Text: Katrin Klünter.

MONIKA SEIFERT, 96 – Fotos: privat. Text: Julia Walter.

INGRID GRÄFIN ZU SOLMS-WILDENFELS, 98 – Foto: Alexander Englert, Studio Englert. Text: Sabine Schmidt.

FRANZISKA SPEYER, 100 – Foto: Alfred Krauth. Text: Julia Walter.

RUTH STENGER, 102 – Fotos: privat, 1_Dekanatsbüro im AFE-Turm, 1983, 2_Fachbereichsausflug nach Heidelberg, 1997. Text: Elena Reumschüssel.

ELEONORE STERLING, 104 – Foto: Institut für Stadtgeschichte der Stadt Frankfurt am Main. Text: Bettina Mittelstraß.

MARIA-ROSER VALENTI, 106 – Foto: Goethe-Universität Frankfurt. Text: Katja Lüers.

MARTHA WERTHEIMER, 108 – Fotos: Abraham Pisarek, 1_Martha Wertheimer am Schreibsekretär in ihrer Berliner Wohnung, Berlin-Kreuzberg, um 1936/37, 2_Verlag des Israelitischen Familienblattes in den Räumen der Buchdruckerei u. Verlagsanstalt Lessmann, Martha Wertheimer, Leiterin der Feuilletonabteilung, bei einer Besprechung in der Druckerei, 1937. Text: Janina Delp.

DAGMAR WESTBERG, 110 – Foto: privat. Text: Bettina Mittelstraß.

WILHELMINE WILLKOMM, 112 – Foto: FACES by FRANK, Wilhelmine Willkomm mit dem Bundesverdienstkreuz, Abendpost Nachtausgabe, 11.10.1988. Text: Bettina Mittelstraß.

JOZICA TOPOLOVEC, HEIDRUN PERESSINI, JOSEPHINE WAGNER, PAULA REINHARD, 114 – Fotos: Anja Feix, 1–3_die Damen an ihren Wirkungsstätten, 2013, 4_Verena Specht-Ronique, Café DASEIN, 2013, 5_ Goethe-Universität Frankfurt, Uni-Report, 19. April 1968. Text: Elena Reumschüssel.

LITERATUR

„DIE LIEB' ICH, DIE UNMÖGLICHES BEGEHRT“ – STARKE FRAUEN AN DER GOETHE-UNIVERSITÄT

Anders, Ann (1988): Chronologie der gelaufenen Ereignisse. In: Anders, Ann (Hrsg.): *Autonome Frauen. Schlüsseltexte der neuen Frauenbewegung seit 1968*. Frankfurt a. M.: Athenäum, S. 10–38.

Autonomes Lesben- und Frauenreferat (1986) (Hrsg.): *Dokumentation zum Frankfurter Frauenlehrstuhl*. Frankfurt a. M.: Lesben- und Frauenplenum, Johann Wolfgang Goethe-Universität.

Boedeker, Elisabeth/Meyer-Plath, Maria (1974): *50 Jahre Habilitation von Frauen in Deutschland. Eine Dokumentation über den Zeitraum von 1920–1970*. Göttingen: Schwartz.

Davis, Angela Y. (2008): *Angela Davis. An Autobiography*. New York: International Publishers.

Förder-Hoff, Gabi (1992): *Marginalisierte Selbstbehauptung. Studium und Berufstätigkeit von Sozial- und Wirtschaftswissenschaftlerinnen zwischen 1890 und 1934*. In: Schlüter, Anne (Hrsg.): *Pionierinnen–Feministinnen–Karierefrauen? Zur Geschichte des Frauenstudiums in Deutschland*. Pfaffenweiler: Centaurus-Verlagsgesellschaft, S. 148–167.

Hervé, Florence (1973): *Studentinnen in der BRD. Eine soziologische Untersuchung*. Köln: Pahl-Rugenstein.

Kluke, Paul (1972): *Die Stiftungsuniversität Frankfurt am Main 1914–1932*. Frankfurt a. M.: Kramer.

Lutz, Helma (2013): *Aufbruch oder Business as usual? Vielfalt und Diversitätspolitik an deutschen Universitäten*. In: Bender, Saskia-Fee et al. (Hrsg.): *Diversity entdecken. Reichweiten und Grenzen von Diversity Policies an Hochschulen*. Weinheim und Basel: Beltz Juventa, S. 13–31.

Maaser, Michael (2004): *Frankfurter Studenten zwischen*

1914 und 1959: Das Wechselvolle des Politischen. Schon die Gründer der Stiftungsuniversität förderten studentisches Engagement. In: *Forschung Frankfurt*, 3–4/2004, S. 84–88.

Müller, Bruno/Schembs, Hans-Otto (2006): *Stiftungen in Frankfurt am Main. Geschichte und Wirkungen*. In: Greve, Clemens (Hrsg.): *Schriften der Frankfurter Bürgerstiftung und der Ernst Max von Grunelius-Stiftung, Band 7*. Frankfurt a. M.: Kramer.

Sallis-Freudenthal, Margarete (1977): *Ich habe mein Land gefunden*. Frankfurt am Main: Knecht.

Wachsmuth, Richard (1929): *Die Gründung der Universität Frankfurt*. Im Auftrag ihres Senats dargestellt von Prof. Dr. Richard Wachsmuth. Frankfurt a. M.: Englert und Schlosser.

Wolde, Anja (2014): *Neue Strukturen der Gleichstellungsarbeit an der Goethe-Universität Frankfurt am Main*. In: Löther, Andrea/Vollmer, Lina (Hrsg.): *Gleichstellungsarbeit an Hochschulen. Neue Strukturen – neue Kompetenzen*. Leverkusen: Budrich.

SEYLA BENHABIB

Benhabib, Seyla (2008): *Die Rechte der Anderen – Ausländer, Migranten, Bürger*. Aus dem Amerikanischen von Frank Jakubzik. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

HELENE BRAUN

Braun, Hel (1990): *Eine Frau und die Mathematik 1933–1940. Der Beginn einer wissenschaftlichen Laufbahn*. Hrsg. von Max Koecher. Berlin und Heidelberg: Springer.

MARION GRÄFIN DÖNHOF

Dönhoff, Friedrich (2012): *„Die Welt ist so, wie man sie sieht“*. Erinnerungen an Marion Dönhoff. Zürich: Diogenes (detebe; 24168).

TILLY EDINGER

Kohring, Rolf/Kreft, Gerald (Hrsg.) (2003): Tilly Edinger – Leben und Werk einer jüdischen Wissenschaftlerin. Stuttgart: E. Schweizerbart'sche Verlagsbuchhandlung (Senckenberg-Buch; 76).

GISÈLE FREUND

Freund, Gisèle (1997): Photographie und Gesellschaft. Hamburg: Rowohlt TB.

Freund, Gisèle (1985/2008): Photographien und Erinnerungen. Mit autobiographischen Texten und einem Vorwort von Christian Caujolle. München: Schirmer/Mosel.

de Cosnac, Bettina/Freund, Gisèle (2008): Ein Leben. Zürich/Hamburg: Arche Literatur.

FRIEDA FROMM-REICHMANN

Siebenhüner, Gerda (2005): Frieda Fromm-Reichmann. Pionierin der analytisch orientierten Psychotherapie von Psychosen. Gießen: Psychosozial-Verlag.

HENRIETTE FÜRTH

Fürth, Henriette (2010): Streifzüge durch das Land eines Lebens. Autobiographie einer deutsch-jüdischen Soziologin, Sozialpolitikerin und Frauenrechtlerin (1861–1938). In: Graulich, Monika et al. (Hrsg.): Schriften der Kommission für die Geschichte der Juden in Hessen. Wiesbaden.

Schüller, Elke (2005): Henriette Fürth. Eine frauenbewegte Sozialwissenschaftlerin. In: gFFZ–gemeinsames Frauen-

forschungszentrum der Hessischen Hochschulen (Hrsg.): Henriette Fürth. Eine biographische Würdigung anlässlich der erstmaligen Verleihung des Henriette-Fürth-Preises für herausragende Abschlussarbeiten zur Frauen- und Genderforschung an Hessischen Fachhochschulen. Frankfurt a. M., S. 9–28.

KARIN HISSINK

Beer, Bettina (2006): „Ein kleiner Amazonenstaat.“ Frühe Ethnologinnen und Ethnologinnen am Institut für Kulturmorphologie (Frobenius-Institut). In: Kohl, Karl-Heinz: Gestalter und Gestalten. 100 Jahre Ethnologie in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M./Basel: Stroemfeld Verlag, S. 133–166.

Hissink, Karin/Hahn, Albert (1961): Die Tacana Band 1. Erzählungsgut. Ergebnisse der Frobenius-Expedition nach Bolivien 1952 bis 1954. Stuttgart: Kohlhammer.

Trimborn, Hermann (1982): Karin Hahn-Hissink. In: Zeitschrift für Ethnologie, 107, S. 36.

EMMY KLIENEBERGER-NOBEL

Klieneberger-Nobel, Emmy (1977): Pionierleistungen für die medizinische Mikrobiologie. Lebenserinnerungen von Emmy Klieneberger-Nobel. Stuttgart/New York: Gustav Fischer.

Weiske, Katja (2012): Die Bakteriologin Emmy Klieneberger–1930 als erste Frau in Frankfurt habilitiert, 1933 entlassen. In: Udo Benzenhöfer (Hrsg.): Erinnerungswürdige Frankfurter Universitätsmediziner. Münster: Klemm + Oelschläger, S. 127–142.

MARGARETE MITSCHERLICH

Mitscherlich, Alexander und Margarete (1967): Die Unfähigkeit der Deutschen zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens. München: Piper.

Mitscherlich, Margarete (1985): Die friedfertige Frau. Eine psychoanalytische Untersuchung zur Aggression der Geschlechter. Frankfurt a. M.: Fischer.

Mitscherlich, Margarete (2010): Die Radikalität des Alters. Einsichten einer Psychoanalytikerin. Frankfurt a. M.: Fischer.

Mitscherlich, Margarete (2013): Eine Liebe zu sich selbst, die glücklich macht. Frankfurt a. M.: Fischer.

RUTH MOUFANG

Pieper-Seier, Irene (2008): Ruth Moufang: Mathematikerin zwischen Universität und Industrie. In: Tobies, Renate (Hrsg.): „Aller Männerkultur zum Trotz“ – Frauen in Mathematik, Naturwissenschaften und Technik. 2., erw. Auflage, Frankfurt a. M./New York: Campus, S. 177–203.

HELGE PROSS

Hering, Sabine/Hüwel, Elke (1996): Helge Pross. Biographisches aus dem Nachlass. Siegen.

Tegeler, Evelyn (2003): Frauenfragen sind Männerfragen. Helge Pross als Vorreiterin des Gender Mainstreaming. Op-laden: Leske + Budrich.

HANNAH LOUISE VON ROTHSCHILD

Krohn, Helga (2007): Wohltäterin und Stifterin. Hannah Louise

von Rothschild (1850–1892). In: Hering, Sabine (Hrsg.): Jüdische Wohlfahrt im Spiegel von Biographien. 2. Auflage. Frankfurt a. M.: Fachhochschulverlag.

MONIKA SEIFERT

Adorno, Theodor W. (1995): Studien zum autoritären Charakter. Frankfurt a. M.: Suhrkamp.

Baader, Meike Sophia (2008): 1968 und die Erziehung. In: Schaffrik, Tobias/Wienges, Sebastian (Hrsg.): 68er-Spätlese – Was bleibt von 1968? Münster: LIT (Villigst Profile).

Film- und Audiomaterial:

Bott, Gerhard (1969): Erziehung zum Ungehorsam. Norddeutscher Rundfunk (NDR).

<http://www.youtube.com/watch?v=pqJNNZ9JbdM>

<http://www.youtube.com/watch?v=5HtsKuKhHF8>

FRANZISKA SPEYER

Lustiger, Arno (Hrsg.) (1988): Jüdische Stiftungen in Frankfurt am Main. Frankfurt a. M.: Kramer.

Schembs, Hans-Otto (2001): Georg und Franziska Speyer. Stifter und Mäzene für Frankfurt am Main. Frankfurt a. M.: Kramer.

ELEONORE STERLING

Seemann, Birgit (2013): Ein „feather weight champion Cassius Clay“. Eleonore Sterling (1925–1968). Deutsch-jüdische Kämpferin gegen Antisemitismus und Rechtsextremismus. Lich: Verlag Edition AV.

IMPRESSUM

Herausgeberinnen: Helma Lutz, Marianne Schmidbaur,
Verena Specht-Ronique, Anja Wolde
Frankfurt 2014

V.i.S.d.P.: Goethe-Universität Frankfurt am Main,
Grüneburgplatz 1, 60323 Frankfurt am Main

Redaktion: Uschi Heidel, www.trio-medien.de
Autorinnen: Janina Delp, Uschi Heidel, Katrin Klünter, Katja
Lüers, Bettina Mittelstraß, Elena Reumschüssel, Sabine
Schmidt, Verena Specht-Ronique, Kristina Vaillant, Nele van
Leeuwen, Julia Walter
Fotos: siehe Bilder und Texte (S. 118–120)
Titelgestaltung: Frank Burhenne, Anja Feix
Layout und Satz: Grübelfabrik e.K., Anja Feix
Satz: Grübelfabrik e.K.
Lektorat: Christine Hardt
Druck und Bindung: Blue Print AG

ISBN: 978-3-00-045686-2

Dieses Werk ist urheberrechtlich geschützt. Sämtliche Arten
der Vervielfältigung oder der Wiedergabe dieses Werkes
oder von Teilen desselben – insbesondere der Nachdruck
von Text und Bildern, Vorträge, Aufführungen, Vorführun-
gen – sind nur im Rahmen der gesetzlichen Bestimmungen
zulässig. Dies gilt auch für alle sonstigen Arten der Nutzung
wie zum Beispiel die Übersetzung, die Entnahme von Schau-
bildern, die Verfilmung und die Sendung. Zuwiderhandlun-
gen werden verfolgt.

DANK

Wir danken allen portäртиerten Frauen, den Interviewpart-
nerinnen, den Fotografinnen und Fotografen, den privaten
Sammlerinnen und Sammlern und den Institutionen, die
uns bei der Recherche sowohl zu den Texten als auch zu
den Fotos halfen.

Unser Dank gilt im Besonderen Katharina Becker, Karola
Brede, Friedrich von Dönhoff, Hanna Eckhardt, Wilfried
Forstmann, Helga Heubach, Doris Jinda-Süss, Marion Keller,
Gerald Kreft, Helga Krohn, Lucia Lentes, Michael Maaser,
Bernd A. von Maltzan, Sigrid Metz-Göckel, Heribert Müller,
Klaus Erich Müller, Irene Pieper-Seier, Hans-Otto Schembs,
Birgit Seemann, Gerda Siebenhüner, Renate Stubenrauch,
Evelyn Tegeler, Matthias Thoma, Joachim Weidmann, Katja
Weiske, Gisela Welz, Katrin Wenzel, und Bernd Willim.

